P. o. germ.
958 g^c (2
Muhlbach, L.

Hofgeschichten

von

L. Mühlbach.

Motto: Ad majorem dei gloriam.

Zweiter Theil.

Berlin,
Verlag von Louis Hirschfeld.
1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Ein Paar Handschuhe.

Genau eine Stunde nach seiner Unterredung mit dem Kammermädchen Marianna stand La Chaise vor dem Palaste der Signora Magaretha del Caniglio, und klopfte drei Mal an die kleine Pforte, welche unmittelbar mit der geheimen Treppe zusammenhing, die zu den Gemächern der Signora führte.

Marianna ließ nicht lange auf sich warten, sie öffnete La Chaise die Thür und hieß ihn eintreten.

Nun? fragte La Chaise und blickte mit gespannter Erwartung in dieses bleiche und leidenschaftliche Gesicht der Römerin.

Sie lächelte mit einem Ausdruck grausamen Triumphes.

Ich habe das Eheversprechen! sagte sie, und hier sind Ihre Briefe, mein Herr! Ich nahm sie heimlich

aus einem mir bekannten geheimen Fache seines Schreibtisches, und in diesem selben Fache fand ich zugleich einige sehr zärtliche, sehr hingebende Briefe der Contessa Toriglia.

Du siehst also, daß ich Dich nicht betrog, sagte La Chaise, indem er gelassen seine, von Marianna ihm dargereichten Briefe in seinem Busen verbarg.

Nein, Ihr betrogt mich nicht! sagte die Römerin zähneknirschend, aber dieser elende Bube, der Marchese, er hat zwei Weiber zugleich betrogen! Ach, er soll dafür büßen, das schwört Euch Marianna, welche ihn heute ebenso grenzenlos haßt, als sie ihn gestern noch liebte!

Die Rache ist ein heiliges, ein göttliches Gesetz! sagte der Priester La Chaise feierlich. Rächt doch Gott den kleinsten Fehler, welchen die armen Erdenwürmer begehen! Warum also sollten wir uns nicht rächen an unsers Gleichen?

Ja, warum sollten wir uns nicht rächen? wiederholte Marianna mit einem grausamen Lachen, und folgte La Chaise, der schnell die mit Teppichen belegte Treppe hinauf eilte.

Sie standen jetzt in dem kleinen Vorzimmer, von

welchem aus zwei Thüren in das Innere des Palastes führten. Die eine dieser Thüren war der Eingang zu den Gemächern der Marchesa, die andere führte auf einen Corridor, durch welchen man zu den Zimmern des Marchese gelangte.

Dies ist mein Weg, sagte Marianna, auf diese letztere Thür deutend. Ich werde unbemerkt den Riegel fortziehen, der die geheime Verbindungsthüre schließt, welche von dem Schlafzimmer der Signora in die Gemächer ihres Gemahls führt. Ihr werdet also die Thüre offen finden, und könnt ungehindert eintreten. Nur zögert nicht allzulange. Es ist mir eine grausame Marter, seine Umarmung zu dulden, und ihm zärtlich zu sein, statt ihn zu erwürgen.

La Chaise versprach ihr pünktlich zu sein, und Marianna fuhr fort: und damit Ihr, ehrwürdiger Vater, einen Grund habt, den Cardinal zu veranlassen, daß er Euch zum Marchese begleite, habe ich das Pulver, welches er mir gegeben, in das Glas Limonade ge schüttet, welches auf dem Tischchen neben dem Bette meiner Herrin steht. Gebt davon dem kleinen Hunde, und er wird sterben. Dann beschuldigt mich, den

Marchese, wen Ihr wollt, nur kommt so bald als möglich!

Und ihm leicht mit dem Kopfe nickend, verschwand Marianna in dem Corridor. La Chaise drückte die Thüre auf, welche zu den Gemächern der Marchesa führte. Er stand jetzt in dem zweiten Vorzimmer, und von hier aus gelangte man durch einen nur mit Vorhängen verdeckten Eingang in das Schlafzimmer der Marchesa.

La Chaise ging geräuschlos bis zu diesem Vorhang und horchte.

Er hörte die sanfte und melodische Stimme der Signora, und die stolze, trockne und gebieterische Stimme des Cardinals Petrono, des Oheims der Signora.

Margaretha weinte, sie betheuerte dem Cardinal mit den heiligsten Schwüren ihre Unschuld, sie versicherte niemals Briefe von La Chaise bekommen, niemals ihm ein Rendezvous bewilligt zu haben.

Der Cardinal suchte sie anfangs mit Bitten und Flehen, dann mit Drohungen und Verwünschungen zum Geständniß zu bringen!

Bereue! sagte er, und ich will versuchen, Dich zu retten. Ich will Dich schützen vor der Wuth Deines

beleidigten Gemahls, ich will Dir ein Kloster öffnen, das Dich und Deine Schande verbergen soll.

Ich bin unschuldig, ich habe nichts zu bereuen, und ich will nicht in ein Kloster gehen! rief die Marchesa unter Strömen von Thränen.

Du lügst! donnerte der Cardinal. Die Briefe dieses elenden Paters sind der unwiderlegliche Beweis Deiner Schuld, diese Briefe sind in den Händen Deines Gemahls, und wenn Du Dich meinen Befehlen nicht unterwirfst, und wenn Du nicht in dieser Stunde noch Dich reuevoll und zerknirscht zu meinen Füßen niederwirfst, so werde ich das Gericht seinen Gang gehen lassen. Die ganze Welt wird Deine Schande erfahren, Du wirst lebenslängliches Gefängniß, Dein Geliebter wird einen schmachvollen Tod zu erleiden haben. Wähle also jetzt!

Nein, Signora, wählen Sie noch nicht! sagte eine Stimme hinter ihnen, und als der erschrockene Cardinal sich umwandte, traf sein Blick das ruhige und ernste Gesicht des Pater La Chaise.

Signora Margaretha erhob sich halb von ihrem Divan, als wolle sie dem Pater entgegeneilen, dann aber, sich besinnend, sank sie hochathmend in die Kissen

zurück, aber ein glühendes Roth färbte ihre bleichen Wangen, und verrieth dem Pater die Freude, die sie empfand, ihn wieder zu sehen.

Dies ist eine Unverschämtheit ohne Grenzen! rief der Cardinal, der bis dahin vor Ueberraschung und Zorn keines Wortes mächtig gewesen. Beim allmächtigen Gott, ich werde diesen frechen Sünder zu züchtigen wissen, und ihn mit sammt seiner Buhlerin ewiger Schande und Verdammniß dahin geben!

Und der fromme und indignirte Cardinal wandte mit einem Blick voller Verachtung sich ab, und eilte der Thüre zu.

La Chaise hielt ihn zurück. Ihr werdet dieses Alles nicht thun, Eminenz, sagte er ruhig, sondern Ihr werdet vor allen Dingen mich anhören!

Und wider seinen Willen führte er den Cardinal zu dem Divan zurück, welcher neben dem Ruhebette der Marchesa stand.

Ich bin hieher gekommen, weil ich wußte, daß ich Se. Eminenz hier treffen würde, sagte La Chaise und verneigte sich vor der Marchesa, die Signora möge mir daher verzeihen, wenn ich es wage, auf diese Weise in dies geheiligte Gemach einzutreten.

Die Signora grüßte leicht mit dem schönen, von dunklen Locken umwallten Haupte, aber sie fand in ihrer innern Bewegung nicht die Kraft zu sprechen.

Und wer hat es gewagt, Euch einzulassen? fragte der Cardinal.

Eine Person, welche durch Reue wieder gut machen möchte, was sie verbrach. Eine Person, deren Herz heute, als an dem heiligen Vorabende des Osterfestes, zerknirscht ward von dem Gefühl ihrer Sündhaftigkeit, und die, als sie unter Strömen von Thränen mir ihre Verbrechen bekannt, mich zugleich autorisirte, das heilige Geheimniß der Beichte zu brechen, und indem ich ihre Bekenntnisse Ihnen mittheilte, die Unschuld zu retten, welche sie verderben wollte.

Wer ist diese Person? fragte der Cardinal erstaunt.

Es ist die Kammerfrau der Signora del Caniglio, es ist Marianna!

Marianna! rief die Signora schmerzlich. Marianna hätte mich verrathen?

Es ist nicht wahr! Es ist eine Lüge! rief der Cardinal. Man kennt die Schlauheit der Jesuiten, man weiß, wie klug sie selber den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, und Andere darin zu verwickeln wissen!

Marianna ist es, die ihre Herrin verrieth! sagte La Chaise feierlich. Marianna war es, welche die Signora eines sträflichen Verhältnisses anklagte mit mir, dem Diener Gottes, welcher allein die Kirche seine Geliebte nennt!

Und warum that sie dies? fragte Signora Margaretha schmerzvoll.

Ja, warum that sie es? fragte der Cardinal, und blickte scharf und prüfend in La Chaise's Angesicht.

Sie that es, sagte La Chaise feierlich, weil in ihrem eigenen Herzen eine verbrecherische Liebe wohnte, und weil sie diejenige verderben wollte, welche ihren hochstrebenden Planen im Wege stand!

Sie liebte den Marchese? rief die Signora.

Dieses Mährchen ist nicht übel ausersonnen! lachte der Cardinal.

Dies ist so wenig ein Mährchen, daß ich Ew. Eminenz sogleich den Beweis des Gegentheils geben will, rief La Chaise. Gerührt von meinen Ermahnungen hat mir Marianna ein ganz offenes Bekenntniß abgelegt, sie hat mir gestanden, daß heute der große Tag der Entscheidung ist, daß heute noch die Signora Margaretha sterben soll an dem Gift, welches der Marchese

sich zu diesem Zwecke verschafft, und das Marianna selber in der Signora Trank gemischt.

Ein Ausruf des Entsetzens tönte von der Marchesa und des Cardinals Lippen.

Ah, man will mich vergiften! rief die Signora angstvoll, und sprang empor, als wolle sie entfliehen.

Könnte dies dennoch Wahrheit sein! rief der Cardinal.

Es ist Wahrheit, sagte La Chaise, und nahm von dem Tischchen das mit Limonade gefüllte Kelchglas. —

Margaretha athmete erleichtert auf. Marianna hatte dies eine Viertelstunde zuvor hereingebracht, und indem sie es hinsetzte, hatte sie leise zu der Signora gesagt: „trinken Sie nicht, und Sie sind gerettet!“ —

Das war Alles, was die Signora von dieser Verschwörung wußte, aber indem La Chaise jetzt dieses Glas nahm, welches Marianna mit so bedeutungsvollen Worten hingestellt, fühlte und wußte die Signora, daß sie in der That jetzt gerettet sei.

Wie gesagt, La Chaise nahm das Glas mit Limonade, und dann rief er dieses kleine Bologneser Hündchen herbei, das auf seinem Kissen lag, und mit klugen Augen jede Bewegung seiner Herrin verfolgte.

Ah, sagte die Signora schmerzlich, um mir zu be-

weisen, daß man mir nach dem Leben trachtet, wollt Ihr mir jetzt vielleicht den einzigsten, treuen Freund tödten, welcher mir auf Erden geblieben ist!

Signora, sagte La Chaise sich tief verneigend, jeder Ehrenmann wird der treue Freund der verfolgten Unschuld sein!

Und er bückte sich zu dem kleinen Hündchen nieder, und hielt ihm die Limonade vor.

Das Thierchen trank, — athemloses Schweigen, — plötzlich that der Hund einen jammervollen Schrei, und sank todt zur Erde.

La Chaise setzte das Glas wieder hin.

Ew. Eminenz sehen, daß dies kein Mährchen ist, sagte er ruhig.

Die Signora weinte und betete vor Angst.

Der Cardinal war erbleicht, und sank schwindelnd auf einen Stuhl.

Mörder! Mörder! schrie endlich die Signora. Oheim, retten Sie mich vor meinem Gemahl! Ich begreife jetzt Alles, ich weiß Alles! Er hat mich fälschlich angeklagt, um mich zu verderben, er will mich ermorden, um eine Andere, um Marianna zu heirathen!

Oheim, retten Sie mich doch aus den Händen dieses Mörders!

Der Cardinal schloß die Zitternde in seine Arme, und drückte einen Kuß auf ihre stolze marmorweiße Stirne.

Ich that Dir Unrecht, mein Kind, sagte er, aber ich will wieder gut machen! Ich werde Dir eine glänzende Rechtfertigung geben! In diesem Augenblicke noch will ich diesen Verbrecher überführen, und getroffen von der Rache des Himmels, wird er es nicht mehr wagen seine Schuld, und Deine Unschuld zu leugnen. Komm, laß uns zu dem Marchese gehen! Ihr Pater La Chaise begleitet uns!

Der Cardinal nahm das Glas Limonade, und schritt mit demselben durch das Zimmer nach der Thüre, welche in das Vorzimmer führte.

La Chaise berührte leicht die Schulter der Signora, und zeigte rasch mit dem Finger nach der entgegengesetzten Thür.

Die Thür ist offen! flüsterte er.

Nicht dort hinaus, Oheim, sagte daher Signora Margaretha. Wir wollen ihn überraschen. Laßt uns durch die nur ihm und mir bekannte geheime Thüre

gehen. Ich fürchte nicht mehr, Euch Beiden zu Vertrauten dieses Geheimnisses zu machen!

Und sich leicht auf den Arm des Cardinals lehnend, führte sie ihn durch die andere Thüre. La Chaise folgte, und während sie durch die Säle dahin gingen, blickte die Signora wie zufällig einmal um. La Chaise, der hinter ihr ging, hob drei Finger seiner Rechten empor. Die Signora nickte leicht mit dem Kopf, sie wußte jetzt, daß sie in der dritten Stunde der Nacht ihren Geliebten erwarten dürfe! —

Sie standen vor der geheimen Thür.

Der Cardinal hielt noch immer mit feierlichem Ernste das Glas Limonade in der Hand.

Die Marchesa drückte an die geheime Feder, und da Marianna den Riegel zurück geschoben hatte, flog die Thüre auf, ohne auch nur das kleinste Geräusch zu verursachen.

Der Marchese, welcher fest umschlungen von Marianna's Armen auf den Polstern lag, hörte nichts.

Aber plötzlich neigte sich Marianna dichter an sein Ohr und flüsterte: elender Betrüger, schmachvoller Verräther, siehe jetzt, wie Marianna sich rächt! Blicke empor und siehe!

Und ihn dann heftiger in ihre Arme schließend, brach sie in ein lautes Gelächter aus.

Dieses Gelächter ward mit einem zwiefachen Schrei des Zorns beantwortet. Es waren der Cardinal und die Signora, welche glaubten, daß Marianna ihrer spotten, und ihnen trotzen wolle mit diesem höhnischen Lachen.

Elende Heuchlerin, rief Margaretha, so lohnst Du meine Liebe? Indem Du mich, Deine Herrin, verläumdest, machst Du selber Dich des Verbrechens schuldig, dessen Du mich anklagst?

Und mit einer heftigen Bewegung des Zorns riß sie Marianna von den Polstern empor.

Der Marchese lag wie erstarrt vor Schreck, unbeweglich da, aber als sein umherirrendes Auge den Blicken La Chaise's begegnete, sprang er rasch empor, und näherte sich mit drohenden Blicken dem Pater.

Was soll das? fragte er drohend. Was habt Ihr hier zu schaffen? Soll ich meine Leute rufen, um diesen elenden Betrüger aus diesem Hause, in welchem er Unfrieden und Schande gesäet, mit Gewalt zu entfernen?

Ihr werdet Niemand mehr anklagen, Niemand mehr

mit Gewalt entfernen! sagte La Chaise mit spöttischem Ton.

Was heißt das? rief der Marchese wüthend.

Das heißt, sagte der Cardinal feierlich, und trat mit dem Glase zu dem Marchese hin, das heißt, daß man Dich anklagen wird, das heißt, daß Du Dein edles und unschuldiges Weib verleumdetest, daß Du, um Deinen eigenen, verbrecherischen Lüsten zu fröhnen, Dein Weib ermorden wolltest!

Das ist eine Lüge! schrie der Marchese.

So trinke von dieser Limonade, wenn Du es wagst! rief der Cardinal, und drängte dem Marchese das Glas in die Hand. Trinke aus diesem Glase, welches auf dem Tische im Schlafzimmer Deiner Gemahlin stand, und das Marianna gewürzt hat! Trinke, und ich werde wissen, daß Du unschuldig bist, und daß alle Deine Beschuldigungen wahr sind. Trinke, und ich schwöre Dir, daß Margaretha von Dir geschieden wird, und Du den Dispens erhältst zu einer zweiten Ehe! —

Der Marchese ließ das Glas zur Erde fallen, daß sein Inhalt über den Fußteppich sich ergoß.

Er gab mir das Gift, welches ich in diese Limonade mischte, sagte Marianna ruhig.

Unglückliche, was that ich Dir, daß Du mich tödten wolltest, rief die Marchesa schmerzlich.

Marianna schleuderte einen flammenden Blick des Hasses auf den Marchese, dann sagte sie mit knirschenden Zähnen: dieser, mein Geliebter da, hatte mir versprochen, mich zu seiner Gemahlin zu erheben, wenn die Signora Marchesa todt sei, oder geschieden von ihm werde.

Du lügst! Du lügst! schrie der Marchese, und stürzte zu ihr hin.

Ich lüge nicht! sagte Marianna stolz, und hier ist der Beweis, daß ich die Wahrheit sagte!

Sie zog aus ihrem Busen ein zusammengefaltetes Blatt hervor und reichte es dem Cardinal hin. — Es war das Eheversprechen, welches sie vor wenigen Stunden sich mit Schmeicheln und Küssen von dem Marchese erobert hatte.

Nun wohl, sagte der Marchese zähneknirschend, ich sehe, wo das Alles hinaus will! Um meine Gemahlin von jedem Verdachte rein zu finden, will man mich anklagen. Aber dies soll nicht geschehen! Will man mich dem Richterspruch des strengen und unerbittlichen Papstes unterwerfen, so soll wenigstens Signora Mar-

garetha auch nicht ungestraft bleiben. Zum Glücke habe ich mir dieses Denkmal ihres Verrathes, diese Briefe jenes nichtswürdigen Priesters dort, aufbewahrt. Man klage mich des Mordes und des Ehebruches an, nun gut, ich werde sagen, daß ich die Marchesa tödten wollte, und daß ich, ihr beleidigter Gemahl, ein Recht dazu hatte, weil sie mich betrog, und meinen Namen mit Schande bedeckte, und ich werde die Briefe als Beweis meiner Worte darlegen!

Ah, die Briefe! sagte Marianna frohlockend. Und sie stürzte zu dem Schreibtisch des Marchese, und öffnete ihn. Dann drückte sie an der im Innern angebrachten Feder, das geheime Fach flog auf. —

Der Marchese stieß einen Schrei der Wuth und des Entsetzens aus, — dieses Fach war leer.

Die Briefe! schrie er, wo sind die Briefe! Man hat sie mir gestohlen!

Nein! sagte Marianna mit einem lauten Lachen. Man hat Dir nichts gestohlen, mein zukünftiger Herr Gemahl. Man ist nur hinter Deine Geheimnisse gekommen, weiter nichts! Ah, Du glaubtest, Niemand außer Dir kenne dies geheime Fach Deines Tisches?

Ich kannte es, ich hatte es erforscht, und ich habe die Briefe!

Du hast die Briefe! schrie der Marchese, und wollte zu Marianna hinstürzen. La Chaise hielt ihn zurück.

Ja, ich habe die Briefe! wiederholte Marianna, und indem sie aus ihrem Busen zwei Briefe hervorzog, reichte sie diese dem Cardinal dar, und sagte mit einem flammenden Zornesblick auf den Marchese: Herr Cardinal, dies ist Alles, was in jenem Fach enthalten war. Nehmt! Es sind zwei sehr zärtliche, sehr glühende Briefe der Comtessa Toriglia, und es scheint, als ob der Herr Marchese ein großes Herz und ein kleines Gedächtniß habe, denn er liebt außer mir auch die Comtessa Toriglia. Er hat aber vergessen, daß ich seine zweite Gemahlin bin, und hat auch der Gräfin die Ehe versprochen!

Der Marchese stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und sank ohnmächtig zur Erde.

Der Cardinal wandte sich mit Hoheit ab.

Ich werde den Verbrecher den Gerichten übergeben, und sogleich eilen, dem Papste Nachricht zu geben, sagte er. Er soll gerichtet werden nach der Strafe der

Gesetze. Kommt, laßt uns keine Secunde mehr die Luft mit diesem Verbrecher theilen!

Und das Vorzimmer öffnend befahl der Cardinal: man rufe die Wache herbei, und benachrichtige mich, wenn sie da ist!

Bis dahin werde ich ihn bewachen, daß er nicht entfliehen kann! sagte Marianna frohlockend.

Der Cardinal nahm den Arm seiner Nichte, und führte sie hinaus, indem er La Chaise winkte, ihnen zu folgen.

Schweigend kehrten sie in das Zimmer der Signora zurück.

Die Marchesa weinte leise, und in ihrem Zimmer angelangt, sank sie, erschöpft von Kummer und Aufregung, laut schluchzend auf ihr Ruhebette.

La Chaise verschlang sie mit seinen Blicken, sie war in diesem Moment sehr schön, und da er seit einer Woche ihren Anblick hatte entbehren müssen, schien es ihm, als ob er sie wirklich liebe.

Der Cardinal neigte sich zu seiner schönen Nichte nieder, und zog sie empor in seine Arme, indem er halb ein Knie vor ihr beugte.

Margaretha, sagte er, ich habe Dich um Verzeihung

zu bitten, denn ich habe Dich tief beleidigt mit meinem ungerechten Verdacht, und habe Vieles wieder gut zu machen. Auch Euch, mein guter Vater, habe ich ungerecht beschuldigt, und ich bitte Euch, mir zu verzeihen, und mir zu sagen, ob ich in irgend einer Art Euch nützlich sein kann!

Oh, sagte La Chaise lebhaft, meine ganze Zukunft liegt in Eurer Hand, Eminenz, und wenn ich es wagen dürfte, Euch um eine Gnade anzuflehen —

Sprecht, unterbrach ihn der Cardinal gütevoll, und wenn das, was Ihr wünschet, irgend in meiner Macht steht, so dürft Ihr versichert sein, daß es geschehen soll!

La Chaise sagte schüchtern: ich habe nichts für mich zu bitten, ich bitte nur für meinen Orden; in ihm verliert sich meine ganze eigene Existenz, und das Wohl und Weh der Gesellschaft Jesu, das ist mein eigenes Glück oder Unglück.

Cardinal Petrono's Stirne verfinsterte sich.

Für Euren Orden kann und will ich nichts thun, sagte er streng. Ihr wißt, daß Se. Heiligkeit Dem mit seiner ewigen Ungnade gedroht hat, welcher es wagen würde, vor ihm auch nur mit Einer Sylbe dieses perfiden und ränkevollen Ordens zu gedenken,

der es gewagt hat, mit so elendem Gaukelspiel den Papst zu hintergehen!

Und dennoch wage ich es, Ew. Eminenz um die Gnade anzuflehen, bei Papst Alexander mir eine Audienz auszuwirken!

Und ich, mein theurer Oheim, sagte die Marchesa, die La Chaise's ihr winkende Blicke verstanden hatte, ich vereinige meine Bitten mit denen dieses frommen Paters, der mir in mancher schweren kummervollen Stunde ein erhabener Rathgeber und Tröster gewesen. Ich wage es daher als Entschädigung für die Leiden, welche Ihr mir unwillkührlich zugefügt, es mir als Entschädigung zu erbitten, daß Ihr des Pater La Chaise's Wunsch erfüllt.

Aber dies ist unmöglich! rief der geängstigte Cardinal. Verlange etwas Anderes, meine theure Nichte, stellen Sie mir einen andern Wunsch, Pater La Chaise, verlangen Sie Gold, Schätze, ich werde sie geben, aber ich kann dem Papst nicht dem Jesuitenorden versöhnen, ja, ich darf es nicht einmal wagen [illegible] vor Sr. Heiligkeit zu erwäh[illegible]

Nun wohl, Eminenz [illegible]

digung unsers Orden[illegible]

Sie es wenigstens mir, sagte La Chaise dringend. Erwirken Ew. Eminenz mir eine Audienz bei dem Statthalter Gottes, das ist Alles, was ich verlange.

Und das ist Alles, was ich nicht gewähren kann, rief der Cardinal wüthend. Ihr kennt den Zorn und die schnelle Wuth des Papstes, beim ewigen Gotte, er wäre im Stande selbst gegen mich die Hand zu erheben, wenn ich vor ihm Euren Namen nenne. Denn Euch haßt er doppelt, einmal als Jesuiten, und zweitens, weil der Marchese dem Papste Euch als den Liebhaber seiner Gemahlin bezeichnet hat. Der Papst ist unerbittlich strenge gegen solche irdischen Schwächen eines Priesters!

Ihr werdet ihm sagen, daß der Pater La Chaise unschuldig ist, bat die Signora mit schmeichelndem Ton.

Nein, lassen wir es genug sein, rief La Chaise feierlich. Da meine Bitte Se. Eminenz unmöglich scheint, so stehe ich von ihr ab, und füge mich in Geduld dem Zorne des Herrn.

Das heißt gesprochen, wie ein Ehrenmann! rief der Cardinal aufathmend. Bittet etwas Anderes, und ich verspreche Euch, daß ich es erfülle.

La Chaise verbeugte sich lächelnd.

Wir werden sehen, sagte er.

Und aus den weiten Falten seines Gewandes ein kleines Packet hervorziehend, sagte er: meine ganze Bitte besteht nur noch darin, daß ich Euch um einen Rath, eine Antwort auf eine unbedeutende Frage bitte. Ich habe nämlich etwas gefunden, das ich seinem rechtmäßigen Besitzer zurück erstatten möchte, weil es sehr kostbar ist, und mir, als dem Mitglied eines Ordens, dessen Gesetz die Armuth ist, ein solcher Fund nicht gebührt!

Indem er so sprach, entfaltete La Chaise langsam das Packet, und zog dessen Inhalt aus dem umhüllenden Papier hervor.

Dieser Inhalt bestand aus einem Paar Handschuhen.

Sehen Sie, wie kostbar! sagte La Chaise, sie auseinanderfaltend. Sie sind ganz übersäet mit Perlen und Edelsteinen.

Sehen Sie da, dieses Wappen, das ganz von Rubinen und Perlen zusammengesetzt ist.

Mein Gott, das sind ja die Handschuhe, welche

ich selber meinem theuren Oheim Cardinal gearbeitet habe, rief Signora Margaretha.

Ja, in der That, es sind diese kostbaren Handschuhe, welche ich seit zwei Tagen vermisse, und nach denen ich vergeblich in meinem Palaste die genauesten Nachforschungen habe machen lassen!

Ah, es sind die Handschuhe Sr. Eminenz! rief La Chaise, anscheinend auf das Höchste erstaunt. Verzeihen Sie, daß ich es bezweifle. Aber dies scheint mir unmöglich.

Unmöglich! lachte die Signora. Aber ich sage Ihnen, daß ich selber diese Handschuhe gestickt habe, und sehen Sie da, dieses Wappen da aus Rubinen und Perlen, es ist das Wappen meines Oheims.

Es ist das Wappen Sr. Eminenz des Cardinals Petrono! rief La Chaise, und blickte den Cardinal mit so erstaunten, weit aufgerissenen und doch forschenden Augen an, daß dieser unwillkührlich in Verwirrung gerieth, und sich mit einiger Beklommenheit fragte, ob nicht La Chaise heimliche Zwecke mit diesen Handschuhen verbinde!

Aber, fragte die Signora lebhaft, jetzt sagt uns,

ehrwürdiger Vater, wo fandet Ihr diese Handschuhe meines Oheims?

Ja, wo fandet Ihr Sie? wiederholte der Cardinal ganz mechanisch.

Schwört mir, Eminenz, daß dies Eure Handschuhe sind! sagte La Chaise feierlich.

Ich schwöre es, rief Cardinal Petrono mit zitternder Stimme.

Nun, dann möge mir die Signora Margaretha verzeihen, wenn ich nur Sr. Eminenz es bekenne, wie ich in den Besitz dieser Handschuhe gelangte!

Und La Chaise nahm die Hand des Cardinals und führte ihn in die Fensternische an der entgegengesetzten Seite des Gemaches.

Vor allen Dingen mögen mir Ew. Eminenz das, was ich jetzt sagen werde, verzeihen, flüsterte La Chaise. Jedermann in Rom kennt den heiligen und frommen Wandel des Cardinals Petrono, der gerade um dieses frommen, tugendhaften Wandels willen der Liebling des strengen Papstes ist!

Weiter, weiter, rief der Cardinal ungeduldig.

Der tugendhafte Cardinal möge verzeihen, wenn ich vor ihm von dem Laster zu sprechen wage, fuhr La Chaise

fort. Ich bin der Beichtvater einer sehr bekannten römischen Schönheit, und da ich auf dem Grunde ihres Herzens einen Funken der Tugend und des Heils zu entdecken meinte, überwand ich meinen natürlichen, moralischen Widerwillen, und besuchte fast täglich das Haus dieser berühmten Schönen, um durch Worte der heiligen Schrift und durch fromme Ermahnungen sie von ihrem lasterhaften Wege ab, und zur Tugend zurückzuführen!

Ein sehr gewagtes Unternehmen! sagte der Cardinal.

Was aber anscheinend sogar höhere Geistliche, und erhabenere Geister bei dieser Schönen versucht haben! fuhr La Chaise fort. Denn die Schöne entdeckte mir, daß sie oft den Besuch eines vornehmen Herrn empfange, den sie, obwohl er in ritterlicher Kleidung zu ihr komme, dennoch für einen hohen Geistlichen halte.

Der Cardinal erblaßte.

Mein Gott, Ew. Eminenz wird unwohl! rief La Chaise theilnehmend.

Nicht im mindesten, sagte der Cardinal, sich aufraffend, fahren Sie fort!

Die Damen sind neugierig, sagte La Chaise, und diese schöne Comtessa war unendlich begierig zu wissen,

ob sie sich nicht getäuscht, und ob dieser hohe Ritter, welcher durch eine Art Gewissensehe sie an sich gefesselt, nicht in der That, wie sie vermuthete, ein geweiheter Diener des Herrn sei!

Der Cardinal sank hochathmend an die Wand zurück.

Die Signora begehrte meinen Rath in dieser Angelegenheit, sie wollte durchaus wissen, wer ihr heimlicher Eheherr und Gemahl sei. Ich verlangte irgend ein Kennzeichen, irgend einen Faden, um dieses Labyrinth zu ergründen. Der Erfolg davon war, daß die Signora heimlich ihrem Geliebten etwas entwendete, was er an sich trug, und es mir übergab, um dadurch den Besitzer zu erforschen!

Und was gab sie Euch? fragte der Cardinal, und versuchte zu lächeln.

La Chaise erwiderte leise: Eminenz! Die Signora Comtessa Eleonora da Manilla übergab mir dieses Paar Handschuhe, das der Cardinal Petrono so eben für sein Eigenthum erkannte.

Der Cardinal war sprachlos, er fühlte sich einer Ohnmacht nahe. La Chaise aber faltete gelassen die Handschuhe wieder zusammen, und schob sie in seine Busentasche.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und der eintretende Lakai meldete, daß die Sbirren, nach welchen der Cardinal gesandt, bereits angelangt, und vor den Gemächern des Marchese aufgestellt seien.

Rufe den Anführer! befahl der Cardinal, sich schnell emporraffend.

Der Lakai öffnete die Thür und hieß den harrenden Officier eintreten.

Man führe den Marchese in das Staatsgefängniß, es ist mein Befehl! gebot der Cardinal, und nachdem der Officier sich schweigend verneigt, und das Zimmer verlassen hatte, fuhr der Cardinal fort: ich eile jetzt zu Sr. Heiligkeit, um ihm Rechenschaft abzulegen über diese Verhaftung, und um ihm zugleich anzuzeigen, daß meine schöne Nichte und Ihr, La Chaise, unschuldig seid an dem Euch zur Last gelegten Verbrechen!

Und der Cardinal grüßte leicht mit dem Kopfe und wandte sich dem Ausgang zu.

Plötzlich blieb er stehen.

La Chaise, sagte er, ich bin Euch jetzt doppelt verpflichtet. Ihr habt nicht allein durch Euer kühnes Einschreiten meine Nichte gerettet, sondern mir auch dieses theure Geschenk Margarethens, diese kostbaren

Handschuhe wieder entdeckt. Ich will Euch dankbar sein, und da, wie Ihr versichert, es dazu nur Ein Mittel giebt, nun wohl, so muß ich wohl dieses einzige Mittel ergreifen, um nicht undankbar zu sein. Ich übernehme es also, Euch beim Papste eine Audienz zu erwirken, und Ihr mögt mich sogleich zu Sr. Heiligkeit begleiten! Kommt!

Ich danke Euch! rief La Chaise frohlockend, niemals werde ich diese Gnade Ew. Eminenz vergessen!

Der Cardinal grüßte noch einmal seine Nichte und verließ das Gemach, und indem er ihm folgte, wandte La Chaise noch einmal das Haupt zu der schönen Marchesa hin. Sie warf ihm lächelnd mit ihren rosigen Fingern Küsse zu, und nickte gewährend, als La Chaise noch einmal drei Finger seiner Rechten in die Höhe hob. Dann fiel der Vorhang hinter ihm, und gesenkten Hauptes, ganz Ehrfurcht und Demuth, folgte La Chaise dem Cardinal zu seinem bereitstehenden Wagen.

Nach dem Vatican! befahl er den Lakaien.

Der Wagen brauste dahin. Schweigend saß der Cardinal dem Pater gegenüber.

Ich werde also es wagen, Euch bei Sr. Heiligkeit

wieder einzuführen, sagte der Cardinal endlich nach langer Pause.

Wofür ich Euch ewig dankbar sein werde! rief La Chaise, sich tief verneigend.

Es giebt nur Eine Art, mir Eure Dankbarkeit zu beweisen!

Und diese ist?

Schwört mir, daß Ihr zu Niemand und unter keinerlei Vorwand mein Geheimniß verrathen wollt.

Ich schwöre es beim allmächtigen Gotte, an den ich glaube!

Schwört bei etwas Anderm, vielleicht glaubt Ihr nicht an Gott!

Ich schwöre es bei meiner und bei Eurer Ehre! sagte La Chaise lächelnd. Ich werde dieses Geheimniß Niemand auf der ganzen Welt verrathen, vorausgesetzt, daß Ihr Euer Wort erfüllt, und mir heute noch eine Audienz beim Papste erwirkt!

Ich werde es thun, aber ich gestehe Euch, daß ich sehr verlegen bin, wie ich es anzufangen habe!

Darf ich es wagen, Ew. Eminenz ein Mittel anzugeben?

Der Cardinal nickte bejahend.

Vor einigen Stunden ist, wie ich erfahren, des Papstes Liebling, die Katze Zenobia, gestorben. Sagt Sr. Heiligkeit, daß ich ein Geheimniß besitze, durch welches die Katze vielleicht wieder in's Leben zurückgerufen werden könnte, und daß Ihr nur deshalb mich mitgebracht, und mir geboten, im Vorzimmer Eurer zu warten!

Das ist in der That ein neues Mittel, einen erzürnten Papst zu versöhnen, sagte Petrono lachend. Und besitzt Ihr denn wirklich ein solches Mittel?

Ich besitze es!

In diesem Augenblick hielt der Wagen vor dem zweiten Hauptportale des Vaticans.

Die Lakaien öffneten den Schlag und halfen dem Cardinal beim Aussteigen. Als La Chaise dem Cardinal folgen wollte, verwehrten die vier auf- und abwandelnden Schildwachen ihm den Durchgang durch das Portal.

Es ist der strengste Befehl gegeben worden, daß kein Jesuit den Palast betreten darf!

So bleiben Sie in meinem Wagen, sagte der Cardinal, und erwarten Sie meine Botschaft.

Und schon im Begriff, in den Vatican zu gehen, wandte er sich noch einmal um, und näherte sich dem Wagen.

Ihr habt vergessen, mein lieber Pater, mir diese unglücklichen Handschuhe auszuliefern! sagte er.

La Chaise erwiderte lächelnd: ich werde die Ehre haben, sie Ew. Eminenz in dem Augenblicke zu überreichen, wo die Thüre zu dem Audienzzimmer Sr. Heiligkeit sich vor mir öffnet!

Der Cardinal runzelte die Stirne, und entfernte sich schweigend.

In diesem Augenblick näherte sich ein in einen langen braunen Mantel gehüllter Mann dem Palaste, und blieb neben dem zweiten Hauptportale stehen. Er trug an seinem Arm einen großen mit einem hohen Deckel verschlossenen Korb, und schien sich nur an die Mauer des Palastes zu lehnen, um auszuruhen von der Last, welche er trug.

La Chaise bemerkte diesen Mann, und rieb sich vergnügt die Hände.

Es ist Peronni mit der schönen Katze Murphy.

Jetzt, mein General Barbin, jetzt setze ich den Fuß auf Deinen Nacken, und gewinne diese Schlacht! Ah, hatte ich nun nicht Recht, zu sagen, ich werde gewinnen, und zwar, durch ein Kammermädchen, eine Katze und ein Paar Handschuhe?

II.

Der Sieg!

La Chaise hatte nicht nöthig, lange auf die Botschaft des Cardinals zu warten. Kaum waren zehn Minuten vergangen, als der Kammerherr Zaponi, gefolgt von einigen Lakaien, in athemloser Eile die große Freitreppe herunter rannte, und sich dem Wagen des Cardinals näherte.

Ehrwürdiger Vater, sagte er, und schnappte mühsam nach Luft, Se. Heiligkeit, Papst Alexander VII. befiehlt, daß Ihr sogleich Euch zu ihm verfüget. Ihr seid von heute an ausgeschlossen von dem Interdict, welches alle Jesuiten aus dem Vatican verbannt. Habt daher die Güte und folgt mir! Se. Heiligkeit will Euch sogleich empfangen.

Er reichte La Chaise die Hand und half ihm höchst verbindlich beim Aussteigen.

Der Mann in dem braunen Mantel stand noch immer neben dem Portale. La Chaise winkte ihn zu sich, und indem er sich an den Kammerherrn wandte, sagte er: Ihr erlaubt wohl, daß dieser Mann, welcher mein Diener ist, uns bis in das erste Vorzimmer begleite! Er hat da im Korbe die nöthigen Medicamente, deren ich bedarf, um diese arme Zenobia zum Leben zu erwecken. Denn ich darf wohl vermuthen, daß es wegen der Zenobia ist, daß Ihr mich ruft!

Ja wegen der Zenobia! sagte der Kammerherr, und in Eurer Hand, ehrwürdiger Vater, liegt mein Glück und meine Zukunft.

Er winkte dem Manne mit dem Korbe ihnen zu folgen, und nahm La Chaise's Arm, um ihn zu Sr. Heiligkeit zu führen.

Schnell, schnell! sagte er, Se. Heiligkeit ist jetzt eben so erregt vor freudiger Erwartung, als er vorher außer sich war vor Zorn und Schmerz über den Tod dieser herrlichen Zenobia. Ihr glaubt also wirklich, daß es nur ein Scheintod ist?

Ich glaube, dies vermuthen zu können! sagte der vorsichtige La Chaise, und bedeutete Peronni, in dem

Vorzimmer, welches sie jetzt betraten, seiner weitern Befehle zu harren.

Vor dem Audienzzimmer des Papstes stand der Cardinal Petrono.

Ich werde Euch zu Sr. Heiligkeit führen, sagte er. Der Papst ist sehr begierig, ob Ihr wirklich im Stande sein werdet, die Zenobia wieder zu erwecken! Kommt also!

Einen Augenblick noch, Ew. Eminenz, sagte La Chaise. Nehmt erst diese Handschuhe, welche Ihr im Wagen vergessen hattet!

Und er reichte dem Cardinal die köstlichen Handschuhe hin, welche dieser mit einem dankbaren Lächeln in seinen Busen steckte.

Dann traten alle drei in das Zimmer des Papstes.

Se. Heiligkeit stand vor einem seidenen Divan, auf welchen man die steife und leblose Hülle der armen Zenobia gewahrte, auf einem weißen Atlaskissen ruhend, und umgeben von den seltensten und köstlichsten Treibhausblumen.

Heiliger Vater, hier ist der Pater La Chaise, sagte der Cardinal Petrono.

Papst Alexander wandte das Haupt langsam und

mit der Miene eines Leidtragenden nach den Eintretenden hin. Bei dem Namen La Chaise erinnerte er sich nur, daß dieser es für möglich gehalten, Zenobia zu retten, es gab für ihn keinen Jesuiten, sondern nur einen Katzendoctor La Chaise.

Der Statthalter Gottes sagte daher in sehr gnädigem Ton: mein lieber La Chaise! Ihr habt da ein herrliches Werk unternommen, und wenn es Euch gelingt, und Zenobia wieder zum Leben erweckt wird, so dürft Ihr meiner größten Dankbarkeit versichert sein!

La Chaise verneigte sich schweigend, und trat zu dem Paradebette, auf welchem Zenobia ruhete, und während dieser seltsame Doctor die erhabene Leiche untersuchte, standen der Statthalter Gottes, der Cardinal und der Kammerherr in athemloser, gespanntester Erwartung da. In der That, es war ein höchst feierlicher, höchst erhabener Moment, auch faltete Se. Heiligkeit ganz unwillkührlich die Hände, als La Chaise jetzt ein kleines in ein rothes Papier gewickeltes Packet aus seinem Busen hervorzog. — Er entfaltete es langsam, und streuete von dem weißen Pulver, welches in dem Papier enthalten war, auf die Nase Zenobia's.

Jetzt lassen Sie uns sehen! sagte La Chaise.

Schweigend, erwartungsvoll standen Alle umher.

Plötzlich bemerkte man ein leises Zittern an den Gliedern der Schönen, — der Papst schrie laut auf vor Freude. Das Zittern vermehrte sich, und dann, wie von einem electrischen Schlage getroffen, sprang die Katze empor und brach in ein lautes, langdauerndes Niesen aus.

Sie ist gerettet! sagte La Chaise ruhig, und empfing die Glückwünsche des Cardinals und Zaponi's, während der Papst die Katze in seine Arme schloß.

Mein Herr, sagte er dann, sich an La Chaise wendend, Sie haben mir da eine große Freude bereitet, und ich möchte Ihnen vergelten. Erbitte Dir also eine Gnade, mein Sohn, und sei versichert, daß ich sie erfüllen werde.

Will mir Se. Heiligkeit sein königliches Wort darauf geben, zu erfüllen, was ich bitten werde?

Ich gebe es Dir!

Es sind zweierlei Dinge, die ich zu erflehen habe! Zuvörderst möge mir Se. Heiligkeit die Gnade bewilligen, ein kleines Geschenk zu seinen Füßen niederlegen zu dürfen!

Ein Geschenk? fragte der Papst lächelnd. Nun wohl, es sei Euch gewährt!

La Chaise verneigte sich demüthig und verließ das Gemach. Nach einigen Secunden kehrte er zurück. Er trug einen großen, mit einem Deckel versehenen Korb, den er ehrerbietig zu den Füßen des Papstes niedersetzte.

Heiliger Vater, sagte er, Ihr mögt dem geringsten Eurer Diener verzeihen, daß er es wagt, Euch diese kleine Gabe darzubringen. Indeß, da ich nicht gewiß sein konnte, daß es mir gelingen würde, Zenobia zu erwecken, war ich bedacht, mindestens einen kleinen Ersatz für dies herrliche Thier zu bringen.

Einen Ersatz für Zenobia! rief der Papst, und riß den Deckel des Korbes auf.

Und da lag diese schöne, schwedische Katze, diese reizende Murphy, sanft gebettet auf Rosen, unwiderstehlich reizend in ihrem süßen Schlummer.

In der That, der Papst war außer sich vor Vergnügen, ja, er erklärte sogar, daß Murphy fast noch schöner sei, wie Zenobia, und als er gar vernahm, daß Murphy in dem Gefolge der Königin Christine mit aus Schweden gekommen sei, sagte er mit einem

feinen und bedeutungsvollen Lächeln: es scheint, als wenn uns Schweden nur Schönes und Erfreuliches senden könne!

Dann, nachdem er sich genugsam an dem Anblick der wiedererstandenen, und der neuerschienenen Katze gefreut, befahl Se. Heiligkeit diese lieben Thierchen in das Katzenzimmer zu den übrigen Katzen zu bringen.

Und jetzt, mein Sohn, sagte er dann, sich an La Chaise wendend, jetzt sage, womit ich Dir vergelten kann. Du hast mein Wort, daß ich Deine Bitte erfüllen werde!

La Chaise sank auf seine Knie nieder, und die Arme erhebend, rief er: Gnade, heiliger Vater, Gnade für meinen Orden! Gnade für die Gesellschaft Jesu, deren Mitglied ich bin!

Der Papst runzelte die Stirne.

Du forderst das Unmögliche! sagte er. Diese Gesellschaft Jesu ist eine Gemeinschaft von Betrügern und Heuchlern, von hinterlistigen Bösewichtern und gemeinen Comödianten. Wie, ich sollte diesen Menschen verzeihen, welche in Indien und China so frech mit dem Worte Gottes gespielt, und den Heiland sogar mit dem Namen eines chinesischen Gelehrten benannt

haben? Ich sollte Gnade üben an diesen Gauklern, welche es sogar gewagt, mit dem Statthalter Gottes ein freches Spiel zu treiben, und mir da dieses Fastnachtsspiel, diese erlogene, chinesische Gesandtschaft zu bringen? Und Du verlangst, daß ich diesen Elenden verzeihe, welche durch solche Verbrechen bewiesen haben, daß sie keine Ehrfurcht haben vor dem Apostolischen Stuhle, und der heiligen Kirche, die sie durch diese Komödie dem Gespötte und Gelächter der Ketzer Preis gegeben haben?

Und ich wage dennoch um Gnade zu bitten! rief La Chaise. Es ist wahr, der Eifer hat die frommen Väter zu weit geführt, aber wie schwer haben sie nicht jetzt schon gebüßt, indem Ew. Heiligkeit sie mit dem Bannstrahle Eures Zornes belegten!

Jetzt begann La Chaise eine lange und begeisterte Vertheidigung seines Ordens, und während er sprach, dachte Se. Heiligkeit, daß der Jesuit La Chaise ihm so eben eine große Freude bereitet, daß er geleistet, was kein Dominicaner im Stande gewesen, daß er Zenobia vom Tode errettet, und eine Katze gebracht, welche noch schöner sei als Zenobia, und die noch überdies mit seiner theuren Christine dasselbe Vater-

land theile. Auch entsann sich der Papst, daß er die Jesuiten immerdar als sehr geschickte und befähigte Leute kennen gelernt, und daß sie bei weitem duldsamer und heiterer, als diese strengen Dominicaner, welche jede Sünde des Fleisches verdammten, und aus den Menschen lauter Asceten zu machen trachteten. Und dann, allerdings, La Chaise hatte Recht, diese lächerliche Komödie mit der chinesischen Gesandtschaft war jetzt nur noch von Wenigen gekannt, man hielt sie noch für eine Wahrheit, man zweifelte noch an der Beschuldigung der Dominicaner, und erst, wenn der Papst die Jesuiten verbannte, würde man die Gewißheit haben, daß Alexander wirklich betrogen und angeführt sei.

Dieser letztere Gedanke siegte.

Es soll Niemand wagen dürfen, an meiner Unfehlbarkeit zu zweifeln, dachte der Papst, ich werde die Dominicaner Lügen strafen, und indem ich den Jesuiten wieder meine Gnade zuwende, wird alle Welt es sehen, daß der Statthalter Gottes nicht, wie die Dominicaner sagen, durch eine elende Farçe ist geblendet, sondern, daß diese Gesandtschaft von mir als eine echte ist erkannt worden!

Und jetzt begann Sr. Heiligkeit sich im Geiste zu ereifern über diese unbequemen Dominicaner, die überall trachteten, ihre Hände im Spiele zu haben, und die sich gar nicht gescheut, durch die Offenbarung dieses Jesuitenbetruges den Papst selber lächerlich zu machen. Er reichte daher, als La Chaise seine begeisterte Vertheidigungsrede beendigt, ihm mit einem gütigen Lächeln die Hand hin und sagte: Ich habe Dir mein Wort gegeben, Deine Bitte zu erfüllen, und das Wort eines Papstes ist heilig! Ich verzeihe daher noch einmal dem Orden der Jesuiten, und werde ihnen, so wie dem General Barbin die Pforten des Vaticans nicht mehr verschließen! Nur entferne man in aller Stille diese chinesische Gesandtschaft und diesen sogenannten, kaiserlichen Prinzen. Übrigens soll mir der General weder Entschuldigungen machen, noch meine Verzeihung erflehen! Ich will kein Wort mehr hören über diese ganze Angelegenheit, sie sei vergessen, und Alles werde wieder, wie es früher war!

Und in Ewigkeit gelobt sei der Name des weisesten, des erhabensten Papstes, welcher jemals auf dem Stuhle St. Peters gesessen! rief La Chaise. Nach Jahrhunderten noch wird man von Alexander dem

Siebenten sprechen als von dem erhabensten Herrscher, dem tugendhaftesten Priester, dem edelsten Menschen und dem tiefsinnigsten Denker und Gelehrten! Unsterblich wie seine erhabene Seele, wird auch sein glorwürdiger Name auf Erden sein!

Dies war eine Schmeichelei, ganz geeignet, Alexander VII. zu entzücken, diesen Papst, von welchem ein Geschichtsschreiber sagt, daß er das Vergnügen bis zum Excesse liebte, aber mehr noch als das Vergnügen den Ruhm, und daß er, um eine glorwürdige Unsterblichkeit sich zu erringen, ohne Bedenken seine Brüder, Verwandte und Freunde, ja sogar sein eigenes Leben würde hingeopfert haben *).

Papst Alexander reichte daher mit einem freundlichen Lächeln dem klugen La Chaise seine Hand zum Kusse dar, indem er sagte: Du bist zu uneigennützig, mein Sohn. Du hast noch nichts für Dich erbeten! Ich bewillige Dir daher eine zweite Gnade. Erbitte jetzt etwas für Dich selber!

La Chaise sagte: Eure Freundlichkeit und Huld, das ist das Einzige, was ich erflehe! Aber wenn es ge-

*) Vie du Père La Chaise. Vol. II. — Harrenberg Geschichte der Jesuiten.

stattet ist, noch außerdem einen Wunsch zu nennen, so ist es der, daß Ew. Heiligkeit als ein Andenken dieser erhabenen Stunde mir ein Exemplar von der neuesten Ausgabe seiner Werke gewähren möchte!

In der That, Papst Alexander war auf nichts eitler, als auf seine literarischen Arbeiten, die er unter dem Titel: Philomathia Musae Juvenilis zum zweiten Male in glänzendster Ausstattung hatte abdrucken lassen, und welche so eben erst vollendet war. Er nahm diese Bitte La Chaise's daher unendlich gnädig auf, und holte selbst aus seinem Studirzimmer ein Prachtexemplar dieses Werkes, das er ursprünglich für seine geliebte Christine, diese gelehrte schwedische Königin bestimmt hatte, und dessen sammtner Deckel mit Edelsteinen und echten Perlen verziert war.

Es war somit ein echt königliches Geschenk, welches Alexander dem entzückten La Chaise darreichte. Dieser schien aber des kostbaren Einbandes gar nicht zu achten, sondern nur auf den Inhalt begierig zu sein. Er blätterte eifrig in dem Buche, und indem er sodann die darin enthaltene Tragödie Pompejus aufschlug, begann er mit begeisterter Stimme und schwungvollem Ausdruck eine Stelle aus dieser Tragödie vorzutragen.

La Chaise war ein ausgezeichneter Vorleser, Papst Alexander hörte mit Vergnügen zu, und indem er ganz zu vergessen schien, daß dies seine eigenen Poesieen waren, welche man da vorlas, brach er oft unwillführlich in ein lautes Bravo aus, und klatschte vor Vergnügen in die Hände. —

Von diesem Tage an waren die Jesuiten wieder willkommene Gäste im Vatican, und es schien, als wolle der Papst durch verdoppelte Freundlichkeit die Wunde wieder heilen, welche er den Jesuiten durch seine Ungnade geschlagen.

Der chinesische Gesandte ward in aller Stille in ein Profeßhaus abgeführt, der angebliche Sohn des Kaisers von China aber verschwand plötzlich. Man sprach einige Tage in Rom von diesem räthselhaften Verschwinden des kaiserlichen Prinzen, dann vergaß man ihn über irgend einem neuen Ereigniß, und Niemand ahnte, daß dieser chinesische Prinz, welcher nichts weiter gewesen war, als ein von den Jesuiten angekaufter chinesischer Sclave, unterdessen einem sehr reichen deutschen Baron als Lakai nach Deutschland folgte*). — Die Dominicaner waren indeß wieder aus dem Vati-

*) Vie du Père La Chaise. Vol. II.

can verbannt, der Papst vermied es, sie zu sehen, weil ihr Anblick ihn an die Jesuiterkomödie erinnerte, die er zu vergessen trachtete, weil sie ganz geeignet war, ein etwas zweifelhaftes Licht auf seine Unfehlbarkeit zu werfen. Er haßte die Dominicaner, weil sie ihn von einem schmeichelhaften Wahn enttäuscht hatten, und die Dominicaner suchten sich dafür zu rächen, indem sie in furchtbaren Streitschriften und mit donnernden Pamphleten die Jesuiten verfolgten. Jahrhunderte lang dauerte dieser damals entsponnene Streit der beiden Brüderschaften, und eine ganz bedeutende Bibliothek ließe sich aufstellen allein aus diesen hin und wieder gewechselten Streitschriften*).

General Barbin hielt sein gegebenes Wort; er schrieb an alle Provinciale seines Ordens, und bald nannte und pries man überall den Namen La Chaise, und nannte den Pater das Heil des Ordens, eine Leuchte Gottes, und ein mächtiges Schild gegen den Andrang der Feinde. Von allen Gegenden der Welt kamen anerkennende Glückwünschungsschreiben der Jesuiten und ihrer Provinciale an, und La Chaise nahm sie entgegen mit ruhigem Angesicht, aber mit vor Freude

*) Wolf's Geschichte der Jesuiten. Bd. 2.

klopfendem Herzen. — Von General Barbin sprach Niemand, ihn lobte Niemand, man schien ihn vergessen zu haben. Auch ertrug er diese Demüthigung nicht lange; er hatte wohl Recht gehabt zu sagen, jene Unterschrift sei sein Todesurtheil, denn er starb in der That daran. Der unbefriedigte Ehrgeiz brach sein Herz, und er begrüßte den Tod mit Freuden.

La Chaise aber fühlte, daß es in Rom für ihn nichts mehr zu erreichen gäbe. Er konnte hier keine höhere Macht erlangen, als daß er der einflußreichste Günstling des Papstes war. Aber es genügte ihm nicht, Günstling zu sein, er wollte Herrscher werden, und der Kirchenstaat dünkte ihm zu klein dazu.

Er kehrte daher im Jahre 1660 nach Frankreich zurück, und als er den Boden seines Vaterlandes betrat, schwur er sich selber, daß er dieses ganze Frankreich sich als Sieger unterwerfen wolle!

Das Fundament meines Ruhmes ist gelegt, sagte er sich, jetzt werde ich daran denken, auf demselben ein Gebäude empor zu richten, welches das Staunen der ganzen Welt erregen soll. Die ganze Welt soll mir zu diesem Gebäude die Steine zusammentragen, und

wenn es nöthig ist, werde ich selbst Menschenblut als Mörtel benutzen!

Er kehrte also, wie gesagt, im Jahr 1660 nach Paris zurück, und damit beginnt eine neue Phase seines Lebens, eine Phase, welche mit blutigen Lettern in die Geschichte Frankreichs eingezeichnet ist, und welche La Chaise als den Meister in der Intrigue, der Hinterlist und Grausamkeit bezeichnet.

III.

Der alte Kardinal.

Die Festlichkeiten waren beendet, Maria Theresia, die Infantin von Spanien, und seit einigen Tagen Ludwig's des Vierzehnten junge Gemahlin, hatte am sechsundzwanzigsten August 1660 als Königin von Frankreich ihren Einzug in Paris gehalten, und war von den Parisern mit jubelnder Freude begrüßt worden. Man hatte also jetzt nicht allein einen König von Frankreich, sondern auch eine junge Königin, und das französische Volk athmete wie erleichtert auf, und wünschte sich Glück, daß die Zeit der Regentschaft vorüber, daß die stolze, grausame Königin Anna von Oesterreich durch diese liebliche, junge Königin verdrängt würde, daß der schlaue und hinterlistige Cardinal Mazarin die Zügel der Regierung in die Hände des Königs niederlegen würde. Indeß sollte nur ein

Theil dieser Wünsche sich erfüllen; nur Anna von Oesterreich sah sich ihrer Macht und ihrer Gewalt beraubt, und verließ grollend Paris, um sich auf ihren stillern Wittwensitz zurückzuziehen. Mazarin aber blieb, und der junge König schien es ganz vergessen zu haben, daß ein König nicht bloß berufen sei, das Leben zu genießen, sondern auch des Lebens Last zu tragen, daß es nicht genug sei, wenn der König glücklich ist, sondern daß er auch ein wenig die Verpflichtung habe, an das Glück seines Volkes zu denken. — Der König amüsirte sich, er war jung, liebenswürdig, schön, die reizendsten Damen buhlten um einen Blick, ein Lächeln dieses königlichen Jünglings, der die Macht hatte, das unbedeutendste Hoffräulein zu einer mächtigen Fürstin zu erheben, und der junge Ludwig war eitel genug, dieses anlockende Lächeln nur auf seine Person, und durchaus nicht auf seinen königlichen Rang zu beziehen. Alles athmete nur Glück und Freude, Liebe und Genuß. Man machte ein Studium daraus, immer neue Feste, neue Erheiterungen zu ersinnen, und der König erinnerte sich nur deshalb, daß er König von Frankreich sei, weil er dadurch die Macht hatte, alle seine Launen zu befriedigen, alle seine Wünsche zu Befehlen

zu erheben. Wie gesagt, man sah nur lachende Gesichter, nur Freude und Vergnügen an diesem glänzenden Hofhalt des Königs, und die ernsten Regierungssorgen waren verbannt aus diesem Wohnsitz der Freude.

Der König amüsirte sich.

Cardinal Mazarin regierte! —

Weder die Gesänge der Lust, noch das heitere Lachen drang hinein in dieses stille Gemach, in welchem ein gichtgelähmter, finsterblickender Greis in einsamer Größe weilte, und in seinen zitternden Händen das Scepter hielt, mit welchem er Frankreich beherrschte. — Krone und Scepter, diese Insignien des Königthums, man hatte sie getheilt, der junge Ludwig hatte die Krone, und nannte sich König, der alte Mazarin hatte das Scepter, und war König.

Und Mazarin war es gewesen, welcher dem von Bürgerkriegen zerfleischten Frankreich den Frieden wiedergegeben, welcher die Macht Frankreichs befestigte, indem er Verträge schloß mit England und Spanien, Mazarin endlich hatte zur Befestigung dieser auswärtigen Bündnisse die Infantin von Spanien zur Gemahlin Ludwigs des Vierzehnten begehrt, und Frankreich eine Königin gegeben!

Und während der König sich amüsirte, regierte der Cardinal, und während der König mit vollen Händen Gold und Schätze verschleuderte, und sich einen Jupiter deuchte, welcher als goldener Regen den Himmel verlassen, sammelte der Cardinal und scharrte zusammen, was er im Namen des Königs dem Volke erpreßt. Dies war die einzigste Freude des Cardinals, sein einziger Ersatz für ein ganzes mühevolles, oft gefährdetes Leben; und seine einzige Erholung bestand darin, seine Schätze zu betrachten, und in der Stille der Nacht diese großen eisernen Kasten zu öffnen, in welchen er sein Gold aufbewahrte.

Mazarin und Ludwig der Vierzehnte waren also sehr zufrieden mit einander, denn Mazarin machte es dem König möglich, nur allein und ausschließlich seinem Vergnügen zu leben, und der König gestattete es Mazarin, Frankreich zu regieren, und dem Volke Geld zu erpressen. Es lag also in Beider Interesse, sich einander so lange als möglich zu erhalten, und der König mischte sich daher nie in Regierungsgeschäfte, und Mazarin versuchte niemals, dem König bei seinen Vergnügungen und Festen als Rathgeber zu dienen.

Es war einige Wochen nach dem Einzug der Köni-

gin. Ludwig der Vierzehnte hatte zu Fontainebleau ein köstliches Fest gegeben, und war erschöpft und abgemattet nach einer glücklich durchschwärmten Nacht um fünf Uhr Morgens zur Ruhe gegangen, in derselben Stunde als Mazarin sich von seinem Lager erhob. —

Der König von Frankreich durfte ungestört schlafen, denn der Cardinal von Frankreich wachte.

Und während eine tiefe Stille über dem Palaste des Königs ruhte, während die heruntergelassenen Vorhänge, die verlöschten Kronleuchter, das Verstummen der Musik, dem glücklichen Frankreich verkündeten, daß sein König schlafe, wurden die Vorzimmer des Cardinals geöffnet, und begannen sich allmälig zu füllen mit Bittstellern und Sollicitanten jeglicher Art und jeglichen Standes. Man sah da Generale in ihren glänzenden Uniformen, Parlamentsräthe in ihren langen schwarzen Talaren, Bürger in bescheidener Tracht, und schöne Damen in den reizendsten Morgennegligée's, und wie verschieden auch diese Menschen Alle sein mochten in Sitte und Gesinnung, in Hoffnungen und Wünschen, zu dieser Stunde waren sie Alle von Einem Gedanken, Einem Wunsche allein beseelt; Jeder wünschte,

daß die Thüre zum Cabinet des Cardinals sich vor ihm öffne, und Jeder überlegte, wie und mit welchen Mitteln er sich vom Cardinal die Gewährung der Bitte, welche er vorzutragen hatte, verschaffen könne.

Mazarin indeß schien keine Ahnung zu haben von der Ungeduld und der Angst, welche da draußen die Herzen der Harrenden klopfen machte. Er verrichtete mit all' der Gelassenheit und Ruhe, welche ihm eigen war, diejenigen kleinen Geschäfte, mit denen er sein Tagewerk zu beginnen pflegte, das heißt, er zog die mit Brillanten besetzte Uhr auf, welche er immer bei sich trug und deren Rückseite das sehr gelungene Portrait der Königin Anna von Oesterreich zeigte, dann ließ er von seinem Kammerdiener sich den grauen Papagoy, welchen er besonders liebte, bringen, und fütterte ihn mit Confect und Zucker, und als dies geschehen, begann er seine Chocolade zu trinken, welche Dubois, sein Kammerdiener, vor ihn hingestellt, und sich alsdann selbst hinter den Lehnsessel des Cardinals postirt hatte.

Viel Leute im Vorzimmer? fragte der Cardinal, während er gelassen einen Löffel Chocolade schlürfte.

Mehrere hundert Menschen! antwortete Dubois.

Des Cardinals Augen begannen zu blitzen, denn er dachte an die kostbaren Geschenke, welche man ihm bringen würde, um seine Gunst zu gewinnen.

Sind Viele vom Hofe da? fragte er dann.

Der Oberceremonienmeister, sechs Kammerherrn, der Oberstallmeister der Königin und der Oberjägermeister des Königs!

Ah, sie wollen mir Bericht abstatten über das gestrige Fest! Laß sie kommen! Einer nach dem Andern! Schnell!

Dubois nahm schweigend aus einem verschlossenen Bureau ein großes Buch hervor, und trug es hinter die spanische Wand, welche einen Theil des Zimmers einnahm, und hinter der ein mit Schreibgeräth versehener Tisch stand.

Dann öffnete er die Thür, die zum ersten Vorzimmer führte, und rief laut den Namen des Oberceremonienmeisters.

Dieser folgte dem Rufe, und trat, beneidet von der harrenden Menge, in das Cabinet des Cardinals. Dubois aber zog sich ehrerbietig hinter die spanische Wand zurück und nahm die Feder. —

Der Oberceremonienmeister erzählte von dem gestri-

gen Feste, und während er mit umständlichster Genauigkeit das ganze, von ihm ausgegangene Arrangement beschrieb, preßte der Cardinal ungeduldig die Lippen fest auf einander, und Dubois hinter seiner spanischen Wand kauete mißmuthig an seiner Feder. Diese lange Auseinandersetzung des Oberceremonienmeisters gab dem Cardinal nichts zu denken, und Dubois nichts zu schreiben. Auch entließ der Cardinal den Ceremonienmeister sehr bald, und befahl Dubois die sechs Kammerherrn einen nach dem andern einzuführen.

Diese Herrn freilich wußten mehr zu erzählen von dem gestrigen Feste. Der Eine erzählte mit entzückten Ausrufungen, wie unendlich gnädig und huldvoll Sr. Majestät gewesen, der Andere wiederholte die reizenden Bonmots, welche der König gesagt, ein Dritter berichtete, mit welchen Damen Ludwig am häufigsten getanzt. — Da war kein Lächeln, keine Bewegung, kein Wort des Königs, welches man nicht beachtet hatte, und wäre es auch nur gewesen, um Alles dem Cardinal zu hinterbringen, und sich dadurch seine Gunst zu erwirken.

Aber es war nicht blos der König, welchen man

beobachtet hatte, sondern auch von den Damen und Herrn des Hofes gab es viel zu erzählen, und was dieser Fürst oder Graf gesagt vom Cardinal, wie jene Dame versucht den König anzuziehen, das Alles ward auf's Umständlichste dem Cardinal hinterbracht, in günstiger oder ungünstiger Weise, je nachdem die betreffende Person der Freund oder Feind des Erzählers war. Man wußte, daß Mazarin ein genaues schriftliches Register führte über alle diejenigen, welche das Recht hatten, bei Hofe zu erscheinen, und während Jeder sich das Ansehen gab, als glaube er sich ganz allein mit dem Cardinal und erzählte ihm diese kleinen Geschichten in höchster Vertraulichkeit und ganz unbelauscht, wußte Jeder, daß hinter der spanischen Wand Dubois saß mit gespitzten Ohren und gespitzter Feder, um jedes Wort von Bedeutung aufzuzeichnen und Alles, was über einzelne Personen gesagt ward, in deren Personalliste einzumerken. Dieses große Buch, an welchem Dubois arbeitete, es war daher der Schrecken aller Höflinge, das geheime Entsetzen aller Damen, denn Jedermann wußte, daß Mazarin beschlossen, dies Buch vor seinem Sterben dereinst dem Könige zu übergeben, damit er aus demselben genau

und bis auf den tiefsten Grund ihres Herzens alle Personen, welche seinen Hof bildeten, kennen lerne *).

Als die Hofherrn ihre Berichte abgestattet, und der Cardinal sie entlassen hatte, befahl Mazarin diejenigen Cavaliere einzuführen, welche heute beim Könige zur Tafel oder Audienz geladen waren. Denn es war ein unausgesprochenes, aber streng gehaltenes Gesetz, daß Niemand dem Könige einen Besuch machte, bevor er nicht beim Cardinal gewesen, und demselben den Zweck seines Besuches bei Sr. Majestät gesagt habe **). — Der König konnte daher nur diejenigen Besuche empfangen, welche Mazarin gebilligt und erlaubt hatte, und Mazarin wußte auf diese Weise schon am frühen Morgen, mit wem der König sich den Tag über unterhalten werde.

Erst als auch diese Herrn entlassen waren, konnte Mazarin daran denken, nun auch diejenigen anzuhören, welche ihn entweder um Gerechtigkeit oder um Gnade anzuflehen hatten. Er ließ sich deshalb von Dubois das Verzeichniß geben, auf welchem Jeder,

*) Bussy Rabutin. Mémoires T. IV.

**) Ebendaselbst.

der heute um eine Audienz gebeten, seinen Namen hatte anmerken müssen, und nahm den Bleistift, um durch das Hinzufügen eines Kreuzes diejenigen zu bezeichnen, welche er vorzulassen gewillt war.

Da sehe ich auch den Namen des Pater La Chaise, sagte er. Wenn ich nicht irre, hatte ich große Dinge mit diesem Manne vor.

Schlage einmal nach, Dubois, was wir über La Chaise wissen!

Und Dubois schlug in dem verhängnißvollen Buche die Letter C. auf.

Hier ist's, Chaise, de la Chaise.

Nun, so lies! sagte der Cardinal, und nahm eine goldene Scheere, um sich die glänzenden und schlanken Nägel seiner schön geformten Finger zu putzen.

La Chaise, las Dubois, seit drei Monaten von Rom nach Paris zurückgekehrt. In Rom Günstling des Papstes und einflußreiches Mitglied der Gesellschaft Jesu, die er bei Alexander von völliger Ungnade errettet hat. In Paris verkehrt er jetzt mit den einflußreichsten Staatsmännern und Gelehrten, und hat Zutritt bei den vornehmsten und schönsten Damen

des Hofes. Durch seine Liebenswürdigkeit und Beredtsamkeit weiß er die Herzen aller Damen zu erobern, und augenblicklich ist er der begünstigte Liebhaber der Gräfin d'Olonne und der Herzogin von Vantadour. — Beim Cardinal ist der Pater vor drei Monaten durch den Bischof von Bayeur, welchen La Chaise mit dem Papste versöhnt hat, eingeführt, und hat seitdem zwei Mal vergeblich um eine Audienz nachgesucht.

Genug, sagte Mazarin, dies ist ganz der Mann, dessen ich bedarf. Laß ihn eintreten, und alsdann verlasse mein Zimmer. Ich will allein sein, hörst Du, ganz allein mit dem Pater La Chaise.

Dubois verbeugte sich schweigend, und öffnete abermals das Vorzimmer, um mit lauter Stimme den Namen des Pater La Chaise zu rufen.

Sofort richteten sich aller Blicke auf diesen glücklichen Sterblichen, welcher schon nach zweistündigem Harren das Ziel erreicht hatte, und zu der Gnade einer Audienz berufen war.

La Chaise schritt stolz und gelassen durch die Säle hin, aber indem er das Cabinet des Cardinals be-

trat, sagte er zu sich selber: ich will dereinst auch solche Vorzimmer haben, und so viel hundert Bittsteller, die ich warten lassen kann!"

Nachdem La Chaise eingetreten war, schloß Dubois die Thüren und verließ dann selber das Zimmer.

IV.

Der alte Cardinal und der junge Jesuit.

Der Cardinal heftete seine großen, stechenden Augen prüfend auf das Antlitz La Chaise's, welcher ruhig und lächelnd diesen Blick aushielt, und den Augen des Cardinals mit einer heitern und zugleich demüthigen Ruhe begegnete.

In der That, dachte der Cardinal, dies ist ganz ein Gesicht, und eine Gestalt, welche den Weibern gefallen muß, und den Männern imponiren kann!

Ich begreife jetzt, sagte er dann laut, ja, in der That, ich begreife jetzt, indem ich Euch noch einmal näher betrachte, ganz das Glück, welches alle Eure Unternehmungen begleitet. Ihr habt das Gesicht eines sehr klugen, sehr verschlagenen und sehr leidenschaftlichen Mannes!

Dann ist es nur, Eminenz, weil ein Abglanz Eures eigenen erhabenen Antlitzes auf mich zurückfällt, sagte La Chaise, sich tief verneigend.

Ah, Ihr versteht auch zu schmeicheln, rief der Cardinal lächelnd. Jetzt wundert's mich nicht, daß Ihr ein so gefährlicher Nebenbuhler aller glücklichen Ehemänner unsers Hofes, und ein stets begünstigter Liebling der Damen seid!

La Chaise sah den Cardinal ernst an, und sagte fast verweisend: Ew. Eminenz irrt offenbar in der Person. Ich bin der Pater La Chaise, Jesuit aus freiem Drang und reiner Ueberzeugung, und so wissen Ew. Gnaden, daß ich weder der Nebenbuhler von Ehemännern, noch der Liebling der Damen sein kann. Ein reiner und tugendhafter Lebenswandel ist eins der ersten Gesetze, welche unser Orden gebietet, und nur die heilige Kirche allein ist meine Geliebte!

Der Cardinal nickte mehrmals beistimmend und wohlgefällig mit dem Kopfe.

Sehr gut, sehr gut, sagte er mit einem feinen Lächeln. Ihr könnt in der That ganz die Miene eines Heiligen annehmen, und wäret im Stande

selbst den Ungläubigsten an Eure Tugend glauben zu machen!

Ich hoffe, daß Niemand es wagen wird, an meiner Tugend zu zweifeln! rief La Chaise.

Der Cardinal zuckte die Achseln. Es kommt sehr darauf an, sagte er, was man unter dem Worte Tugend versteht. Dem Einen gereicht zur Tugend, was dem Andern eine Sünde ist! Der Moslem ist ein tugendhafter Mann, wenn er viele Weiber hat, bei uns nennt man schon die Bigamie ein Verbrechen. So kann es auch eine Tugend sein zu lügen, und eine unverzeihliche Sünde, die Wahrheit zu sagen, und wenn man will, kann man dem Judas Ischarioth den Verrath des Heilandes selbst als eine Tugend anrechnen, denn ohne ihn wäre Christus vielleicht nicht dazu gekommen, in allem Glanze seiner Göttlichkeit sich der Menschheit zu offenbaren. Ich, mein junger Freund, ich nenne daher nur das eine Tugend, was seinem Zwecke entspricht und nützlich ist. Und weil nun es meinen Zwecken entspricht, daß Ihr den Frauen gefallt, nun, mein Gott, so nenne ich es eine Tugend, daß Ihr hier und da einige interessante Lieb-

schaften habt, und einige allzuvertrauende Ehemänner hintergeht!

Und indem er so sprach, warf sich der Cardinal in seinen Lehnsessel zurück und lachte, aber seine Blicke waren dabei immer aufmerkend auf La Chaise gerichtet.

Es war sehr selten, daß der Cardinal sich so freundlich und mittheilsam zeigte, und gerade diese Freundlichkeit machte La Chaise mißtrauisch.

Es ist offenbar eine Schlinge, dachte er, und dieser schlaue alte Fuchs denkt mich darin zu fangen! Aber er soll in mir seinen Meister finden!

Nun, Ihr sagt mir kein Wort der Erwiderung? fragte der Cardinal.

Ich bewundere Ew. Eminenz! sagte La Chaise, aber ich verstehe Sie nicht! Meinem einfältigen Sinne scheint nur das eine Tugend, was den Geboten des Heilandes und den Gesetzen meines Ordens entspricht, und da mir Beide die Keuschheit als eine Tugend bezeichnen, so bin ich bemüht, diese zu üben!

Lassen wir es genug sein mit der Verstellung! sagte Mazarin mit einem leichten Stirnrunzeln. Ihr seht, ich bin offen gegen Euch, seid es also auch gegen

mich. Die Aufrichtigkeit ist allemal dann eine Tugend, wenn man mit ihr weiter kommt, als mit der Lüge. Ich sage Euch daher aufrichtig, daß ich einige Eurer verliebten Abentheuer kenne, und ein wenig bekannt bin mit Eurem Leben. Man kann einmal ohne Spione nicht regieren, und die Spione sind sehr nützliche und vielwissende Leute! Ich weiß durch sie, daß Ihr die Gräfin d'Olonne liebt!

Ah, Ew. Eminenz wissen das! rief La Chaise, entschlossen sich Schritt für Schritt zu vertheidigen.

Ja, ich weiß es, und ich weiß auch, daß dieses Verhältniß schon vor Eurer Reise nach Rom bestand, und daß Ihr dennoch mit der alten Gluth zu Eurer schönen Gräfin zurückkehrtet!

La Chaise sah, daß alles Leugnen hier fruchtlos sei, deshalb sagte er entschlossen: da Ew. Eminenz die Aufrichtigkeit eine Tugend nennen, nun wohl, so will ich aufrichtig bekennen, daß ich in der That die Gräfin d'Olonne liebe, — vielleicht wird mir der Himmel um der Treue willen, mit welcher mein Herz an dieser ersten und einzigen Liebe meines Lebens hängt, ja, vielleicht wird er mir um dieser Treue willen das Verbrechen meiner Liebe verzeihen!

Und die Herzogin von Ventadour? fragte Mazarin ironisch. Verwechselt Ihr in Eurem Herzen nicht zuweilen ihren Namen mit dem dieser so einzig und so treu geliebten Gräfin d'Olonne?

La Chaise erbebte, aber indem er sich gestand, daß alles Leugnen hier unnütz sein würde, sagte er sich zugleich, daß der Cardinal, um so genau von ihm unterrichtet sein zu können, ihm eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet, und auserlesene Dinge mit ihm beschlossen haben müsse.

Ich sehe, sagte er daher entschlossen, Ew. Eminenz besitzen die göttliche Gabe der Allwissenheit, und ich ergebe mich daher dem weisesten und größten Manne unsers Jahrhunderts auf Gnade und Ungnade!

Das heißt muthig und ehrlich gesprochen, rief der Cardinal, und es entspricht ganz der Schilderung, welche mir alle Eure Freunde von Euch entworfen haben.

Ach, ich habe also diese drei Monate nicht umsonst gearbeitet, nicht umsonst mir Freunde und Gönner zu verschaffen gewußt, dachte La Chaise, indem er sich stumm vor dem Cardinal verneigte.

Übrigens, fuhr Mazarin fort, weiß ich auch von

den großen Erfolgen, welche Ihr in Rom gehabt, und welche Euch ein Belobigungsschreiben des Generals an alle Provinciale eintrug!

Es ist wahr, das Glück begünstigte mich damals! sagte La Chaise

Und weshalb verließt Ihr Rom, trotz der hohen Gnade, welche der Papst Euch zugewandt?

Ich verließ es, weil ich mein Vaterland liebe, und weil ich die wenigen Kräfte, welche mir der Himmel verliehen, meinem Vaterlande glaubte weihen zu müssen!

Seid Ihr ehrgeizig? fragte Mazarin, und seine stechenden Blicke schienen La Chaise durchbohren zu wollen.

La Chaise lächelte. Ich bin ein Priester, sagte er, und man will behaupten, der Ehrgeiz sei eine Eigenthümlichkeit unsers geheiligten Standes.

Ihr seid entschlossen, Frankreich Eure Dienste zu weihen?

Ja, das bin ich, insofern sich dies mit den Interessen meines heiligen Ordens vereinen läßt.

Nun wohl, rief Mazarin, so dient denn Frankreich und ich verspreche Euch, daß Frankreich Euch dankbar sein soll!

Wenn Ihr es versprecht, dann ist es gewiß, sagte La Chaise, denn Mazarin ist Frankreich, und indem ich also Frankreich dienen will, ist doch mein erster und innigster Wunsch nur Euch zu dienen! Ihr seid die Seele Frankreichs!

Der Cardinal reichte ihm die Hand zum Kusse dar.

Sei treu, sei klug und verschwiegen, und Mazarin und Frankreich werden Dich zu schätzen und zu erheben wissen! sagte er.

Hinfort werde ich nur noch leben, um Euch zu dienen! rief La Chaise begeistert.

Und Dein Dienst soll sogleich beginnen! Komm, tritt dicht zu mir heran! Was ich Dir jetzt sagen will, darf von keinem Ohre vernommen werden, und hier in diesem Palaste haben die Wände selbst Ohren! Ich habe bei Andern meine Spione, und diese Andern haben wieder ihre Spione bei mir, das ist ganz einfach!

La Chaise näherte sich dem Cardinal und nahm auf dem kleinen Tabouret Platz, welches neben dem Lehnsessel des Cardinals stand.

Jetzt höre mich an! flüsterte Mazarin. Du sagst, Frankreich sei Eins mit Mazarin, nun wohl, so for-

dert denn Frankreich durch Mazarin ein Opfer von Dir! Du mußt zu Deinen beiden Geliebten noch eine dritte hinzufügen, das ist es, was Frankreich von Dir fordert, und was Mazarin von Dir erbitten will!

La Chaise fuhr zurück und sah den Cardinal mit zweifelnden, unsichern Blicken an.

Dieser alte Mann ist wahnsinnig geworden, dachte er, es ist offenbar eine Geistesschwäche, die ihn befallen hat!

Der Cardinal schien seine Gedanken zu errathen, denn er schüttelte lächelnd den Kopf.

Fürchte nichts, mein Sohn, sagte er. Wie seltsam diese Forderung Dir auch klingen mag, sie ist wohl begründet, und wohl überdacht!

Und, um mich besser verstehen zu können, höre, was ich Dir zu sagen habe! Du kennst die Spaltungen, welche Frankreich zerklüfteten, Du weißt von den Bürgerkriegen, welche es zerfleischten, und die ich dämpfte, indem ich mir Frankreich unterwarf und meine Feinde unterdrückte. Aber sie leben dennoch, meine Feinde, sie leben und brüten mein Verderben, ich weiß es! Sie wollen mich vernichten!

Und der Cardinal, hingerissen von seiner eigenen

Lebhaftigkeit, erhob sich mit einer raschen Bewegung von seinem Lehnsessel. Aber dies verursachte seinen gichtgelähmten Füßen einen heftigen Schmerz. Mit einem leisen Aechzen sank er wieder in den Fauteuil zurück, und indem er mühsam seine Qual unterdrückte, fuhr er leise fort: Ja, meine Feinde wollen mich vernichten, noch ehe der Tod es gethan, sie sind ungeduldig und mögen nicht warten auf den Tod, der doch bald kommen wird!

Und nicht im Stande seinen Schmerz länger zu unterdrücken, verstummte Mazarin, und ächzte leise.

Nein, Ew. Eminenz, rief La Chaise feurig, Ihr seid noch so jung, Ihr werdet noch nicht sterben!

Es ist wahr, sagte Mazarin leise, ich habe noch nicht mein sechszigstes Jahr erreicht, aber ich habe mein Leben verbraucht, ich habe es für Frankreich dahin gegeben! Und weil ich für Frankreich nicht genug wirken konnte, indem ich ihm meine Tage gab, habe ich ihm auch meine Nächte hingeopfert. Ich habe also doppelt gelebt, und bin jetzt doppelt alt, ein hundertjähriger Greis!

Die Weisheit ist unsterblich, sagte La Chaise. Und zudem ist der Himmel gerecht und gütig, und liebt

Frankreich, er wird diesem Frankreich seinen Mazarin nicht nehmen, eben weil der Himmel Frankreich liebt!

Der Cardinal zuckte die Achseln.

Bah, der Himmel, sagte er! Es ist sehr weit vom Himmel bis zur Erde, und ehe von dort mir Hülfe kommt, würden meine Feinde mich vernichtet haben. Nein, es ist besser und gerathener, auf Erden seine Vertheidiger zu suchen, statt sie vom Himmel zu erwarten!

Und glücklich will ich sein, wenn mich Ew. Eminenz zu denen rechnen wollen, welche Ihnen ganz ergeben sind! rief La Chaise.

Ich glaube Dir, denn Du bist ehrgeizig und vor der Hand habe ich noch die Macht in Händen, Dich zu befördern. Es liegt also in Deinem Interesse, mir zu dienen!

Ew. Eminenz glaubt also nicht an mein wahres und aufrichtiges Interesse, nicht an diese tiefe und ehrfurchtsvolle Bewunderung, die mich zu Ihren Füßen niederzieht, und mich ganz zu Ihrem Diener macht?

Ich habe gelebt, und beobachtet, und überall habe ich den Eigennutz als den innersten Grund und Kern aller Liebe und alles Hasses kennen gelernt! Der

Egoismus ist es, der allein die Welt beherrscht, und aller Dinge Meister ist! Du willst mir also treu sein, weil es in Deinem Interesse liegt!

Nun, so geruhen Ew. Eminenz mir Ihre Befehle zu ertheilen!

Nicht so rasch, nicht so rasch, junger Mann! Ich muß Dir noch vorher von meinen Feinden sprechen! Sie bilden bereits eine mächtige Parthei in Frankreich, und ein mächtiger und kühner Geist steht an ihrer Spitze!

Der Prinz von Condé! sagte La Chaise unwillkührlich.

Der Cardinal blickte erschreckend empor. Du weißt das, rief er, und dennoch wolltest Du bestreiten, daß ich überhaupt Feinde habe!

Die öffentliche Meinung bezeichnet den Prinzen als Ihren Feind, sagte La Chaise.

Also die öffentliche Meinung, das Volk kennt schon diese Parthei! Sie existirt, sie ist also vorhanden, und was ich nur ahnte und vermuthete, es ist also Wirklichkeit! Ich muß also handeln, ich darf also keine Stunde mehr verlieren! Höre mich, und merke Dir genau jedes meiner Worte! Es ist wahr, der

Prinz von Condé ist mein Feind, mein unversöhnlicher Feind, er brütet mein Verderben, er steht an der Spitze der Verschwörung, deren Zweck mein Untergang ist! Ich will und muß in die Plane dieser Verschwörung eingeweiht sein, und dazu, La Chaise, sollst Du mir helfen!

Ich, wie kann ich dies?

Der Prinz von Condé ist sehr verschwiegen, sehr vorsichtig. Nur Eine Person giebt es, der er unbedingt vertraut, vor welcher er kein Geheimniß hat, welcher er alle seine Plane, ja seine geheimsten Gedanken selbst gesteht. Diese Person, das ist der Schlüssel aller Geheimnisse des Prinzen, und Du mußt daher Dich dieser Person bemächtigen!

Wie heißt sie? Wer ist sie? fragte La Chaise lebhaft.

Es ist die Marquise Chatillon! Der Prinz hängt an ihr mit der tollsten, blindesten Leidenschaft. Du mußt sie ihm abwendig machen, Du mußt ihre Liebe und ihr Vertrauen gewinnen!

Aber dies ist unmöglich! rief La Chaise lebhaft. Ich kenne die Marquise Chatillon. Es ist die stolzeste, schönste und übermüthigste Dame von Paris. Sie ist

eitel darauf, die Geliebte des mächtigsten Prinzen von Frankreich zu sein, und ihn zu beherrschen durch ihre Schönheit. Und Ihr meint, diese Frau sollte ich gewinnen können, ich, welcher zu jenem Orden gehört, den die Marquise mit unerbittlichem Spott, und beißendem Witze verfolgt, denn Ihr müßt wissen, Eminenz, die Marquise Chatillon liebt die Jesuiten eben so sehr, als ihr königlicher Geliebter, der Prinz von Condé.

Das heißt, sie giebt sich das Ansehen, sie zu hassen, weil Condé es thut! Die Marquise liebt nichts als sich selber, und diese schöne, hochgefeierte Dame hat nur eine Leidenschaft, — dies ist der Geiz! Für Geld giebt sie Alles hin, ihre Freunde, ihren Geliebten, ihre Ehre! Für Geld hat sie dem Prinzen die Treue gebrochen, und die Liebe dieses Jesuiten Fouquet, den ich ihr sandte, angenommen! Aber dieser Fouquet ist ein Narr, und während ich ihm befahl, die Marquise in sich verliebt zu machen, hat er sich nur selber verliebt, und ich habe also für mein eigenes Geld dem feindlichen Lager noch einen Verbündeten gekauft!

Die Marquise ist sehr schön! sagte La Chaise lächelnd,

und sie ist wohl im Stande, das Herz eines Mannes ganz und gar zu fesseln.

Bei Dir fürchte ich dies nicht, rief Mazarin lebhaft. Wer zwei so schöne Frauen liebt, als die Herzogin von Ventadour und die Gräfin d'Olonne, der wird dieser Circe zu widerstehen wissen! Ja, ja, Dir wird es gelingen, die Liebe dieser Marquise zu gewinnen, und durch Dich werde ich diese Verschwörer kennen lernen, und sie bestrafen können. Du wirst Frankreich retten, und Frankreich wird Dir dankbar sein!

Das heißt, ich soll mich zum Spion und Verräther machen! sagte La Chaise düster. Ich soll die heiligsten Bande, welche den Menschen an den Menschen binden, zerreißen, und indem ich eines Weibes Liebe gewinne, soll ich sie verrathen, indem ich sie an mein Herz drücke. Ein zweiter Judas Ischarioth, soll ich mein Opfer mit einem Kusse seinen Henkern überliefern!

Und La Chaise, den vielleicht die Liebe zur Gräfin d'Olonne weicher und milder gemacht, sprang hastig von seinem Tabouret empor, und ging nachdenkend, die Stirn in tiefe Falten gelegt, auf und ab.

Der Cardinal verfolgte mit seinen scharfen, stechen-

den Blicken jede Bewegung La Chaise's, und sagte heimlich zu sich selber: dies ist ein vollendeter Heuchler und Jesuit. Wahrhaftig, er spielt da diese Comödie mit einem solchen Schein der Wahrheit, daß er Tausende damit zu täuschen vermöchte, nur mich nicht! Ich kenne diese Jesuiten, und ich weiß, daß er jetzt diese zarten Gewissensscrupel heuchelt, um dadurch nachher sein Nachgeben nur um so verdienstlicher zu machen! Ah, er wird sehr theuer sein, dieser kluge Jesuit!

Übrigens gewann La Chaise durch sein Betragen, welches der Cardinal für eine klug gespielte Comödie nahm, außerordentlich in den Augen dieses klugen Mazarins, welcher sein ganzes Leben damit hingebracht hatte, sich zu verstellen und Andere zu täuschen, indem er Comödie spielte.

Diesmal aber irrte sich der Cardinal in seinen Berechnungen, — La Chaise war in diesem Augenblick kein Schauspieler und kein Jesuit, sondern nur ein Mensch. Sein edleres Selbst war für einen Moment erwacht, und klopfte mahnend und warnend an diese Brust, welche so lange sich verhärtet hatte gegen diese sanftern Gefühle des Erbarmens und des Mitleidens. Die Ehre des Mannes war es, die in ihm sich auf-

lehnte gegen den Gedanken, sich zu einem Verräther und Spion zu erniedrigen. Er verachtete die Menschen, aber er wollte nicht dahin kommen, sich selber zu verachten, er würde es nicht gescheut haben, Blut zu vergießen, um seine ehrgeizigen Plane zu erreichen, aber er scheuete noch den Verrath. An dem Rande dieses Abgrundes stehend, zögerte sein Fuß noch einen Augenblick, und eine sanfte Stimme flüsterte in ihm: „wende Dich um und entfliehe; die Stirne des Verräthers ist gezeichnet mit dem ewigen Brandmal der Schande, und schaudernd wird die Liebe fliehen vor dem ehrlosen Spion."

Ah, La Chaise kannte diese Stimme, es war die so süße, so melodienreiche Stimme der Gräfin d'Olonne. Seltsame Grille seines Herzens, das noch einmal wieder hatte zu empfinden begonnen in der Nähe dieses liebreizenden, verführerischen Weibes! Ja, für einige kurze Tage noch hatte die Liebe sein Herz wieder jung gemacht, und er hatte dieses Glück genossen, wie der Greis, welcher weiß, daß nach diesem letzten Aufflackern seines Herzens eine ewige Todeskälte folgen wird! La Chaise liebte die Gräfin d'Olonne mit der Kraft und dem Feuer eines Jünglings, und wenn er

dennoch der erklärte Anbeter der Herzogin von Ventadour war, so geschah dies nur, weil die Herzogin eine sehr mächtige Dame war, und seinen ehrgeizigen Planen förderlich sein konnte. — Er liebte die Gräfin mit seinem Herzen, die Herzogin nur mit seinem Verstande.

La Chaise ging noch immer auf und ab, er hatte ganz vergessen, daß er nicht allein sei, aber Mazarin, dessen scharfe Augen ihn nicht einen Moment verlassen hatten, erinnerte ihn daran.

Nun, sagte er, Ihr habt vergessen mir zu antworten!

La Chaise schrack zusammen, aber er antwortete nicht.

Laßt uns eilen, zu Ende zu kommen, sagte Mazarin ungeduldig, Ihr wißt, meine Zeit ist kostbar, und die Vorzimmer sind noch überfüllt mit Sollicitanten.

La Chaise schien wie aus einem Traum zu erwachen. Sein Blick richtete sich auf die Thür, die zu den Vorzimmern führte. Hinter dieser Thüre standen Fürsten und Gräfinnen, Generale und Herzoginnen, standen zitternde Bürger und demuthsvolle Parlamentsräthe,

und harrten auf die Gunst einer Audienz, hinter dieser Thüre hatte auch er gestanden, zwei Stunden lang. Gedemüthigt, niedergedrückt von dieser Schmach des Antichambrirens, hatte er mit Wuth im Herzen sich selber gelobt, daß dies anders werden solle, daß er nicht mehr im Vorzimmer warten wolle, sondern daß die Macht und das Ansehen seines Namens ihm alle Pforten öffnen solle, und er endlich selber ein Vorzimmer haben wolle, in welchem er die vornehmen Leute und das gemeine Volk stundenlang umsonst wolle warten lassen!

Wie gesagt, La Chaise schien wie aus einem Traum zu erwachen, — es war der letzte süße Traum seiner Jugend, und indem er jetzt seiner Plane sich erinnerte und seiner sich selbst geleisteten Schwüre, schien es ihm, als würde sein Herz plötzlich verwandelt, als läge es kalt und schwer, wie ein Fels in seiner hochathmenden Brust, und er drückte seine Hand auf dies versteinerte Herz und sagte leise zu sich selber: es ist gut so! Ich kann nicht mehr rückwärts, nun denn, so werde ich vorwärts gehen!

Ein Ausdruck des Hohns und des Triumphes überflog sein Angesicht, und indem er zu lächeln versuchte,

fragte er mit einer Stimme, deren rauhen Klang er umsonst zu sänftigen versuchte: Und welcher Lohn, mein Cardinal, wird mir werden, wenn ich auf diesen Plan eingehe, und mich zum Verräther und Spion mache?

Mazarin warf einen angstvoll zärtlichen Blick auf diese große Eisenkiste, welche ihm als Fußbank diente, und in der seine herrlichsten Kleinodien aufbewahrt wurden.

Fordere! sagte er leise und zitternd, und drückte die Füße fester auf die geliebte Kiste.

Ich wünschte in den Gewissensrath Sr. Majestät des Königs aufgenommen zu werden, sagte La Chaise feierlich.

Das Antlitz des Cardinals erheiterte sich.

Ah, weiter nichts! sagte er. In der That, Du bist bescheiden, mein Sohn! Deine Bitte ist gewährt, sobald Du mir einige Nachrichten bringst aus dem Lager der Feinde.

Ich werde bald von mir hören lassen, rief La Chaise mit blitzenden Augen.

Und um so eher wirst Du im Gewissensrathe des Königs Sitz und Stimme haben! sagte der Cardinal. Übrigens mußt Du zuvor erst dem Könige vorgestellt

sein, daß Du sein Wohlwollen erlangen wirst, daran zweifle ich nicht! — Ich werde Dich morgen Sr. Majestät vorstellen!

So sprechend reichte der Cardinal dem Pater seine Hand hin, welche dieser mit einem Ausdruck ungeheuchelter Dankbarkeit an seine Lippen drückte.

Aber da fällt mir ein, sagte Mazarin dann, daß Du um diese Marquise Chatillon zu gewinnen, vor allen Dingen Geld, sehr viel Geld haben mußt. Mein Gott, woher aber werden wir dies nehmen? Ich selbst habe nichts, ich bin ganz arm, was auch die Leute schwatzen mögen von meinen eingebildeten Schätzen!

Woher wir Geld nehmen? fragte La Chaise anscheinend verwundert. Ist Frankreich nicht reich, und ist Mazarin nicht Frankreich? Mein Gott, wenn es mir gelingen sollte, Mazarin's Feinde zu entlarven, ist es dann nicht Frankreich, welchem ich einen Dienst geleistet, und muß also nicht Frankreich mir dankbar sein?

Da habt Ihr Recht, ganz Recht! sagte Mazarin, froh einen solchen Ausweg gefunden zu haben. Ihr sollt eine hinreichende Summe aus der Staatskasse beziehen können! Ich werde Dubois beauftragen, Euch

eine Anweisung auf fünftausend Pistolen auszufertigen. Bedürft Ihr mehr, so habt Ihr es nur sagen!

Der Cardinal war sehr freigebig, wenn es sich darum handelte, die Staatskasse ein wenig zu erleichtern, und indem er jetzt La Chaise diese Summe von mehr denn zwanzigtausend Thalern anwies, dachte er: ich werde eine neue Steuer ausschreiben lassen, weiter nichts! Das Volk ist dazu da, um zu zahlen!

La Chaise nahm dieses Anerbieten mit Dank entgegen.

An's Werk also, an's Werk! rief der Cardinal vergnügt.

Zu dieser Stunde noch! sagte La Chaise.

Ich fürchte meine Feinde nicht, aber ich will ihre Plane kennen, um sie zu vereiteln!

Und ich werde, so Gott will, Euch diese Plane offenbaren!

In vier Stunden kannst Du dies Geld in Empfang nehmen, sagte der Cardinal und verabschiedete La Chaise mit heiterm Gesicht und gütigem Lächeln.

Aber nicht sobald hatte die Thüre sich hinter La Chaise geschlossen, als das Lächeln von den Lippen

des Cardinals verschwand, und er ernst sinnend, in schwermuthsvollem Schweigen vor sich hinstarrte.

Es ist also kein Traum mehr, flüsterte er dann leise und ängstlich. Nein, es ist kein Traum, diese Feinde, deren Existenz ich nur ahnte, die Jedermann bezweifeln wollte, sie leben, sie sind da! Man spricht von ihnen, man kennt ihren Anführer, es ist ein unleugbares Moment, — man trachtet mich zu ermorden! Und zu sagen, daß meine Befürchtungen ungegründet seien! Ach ich wußte es! Mit den innern Fühlfäden meiner Seele hatte ich diese Feinde und diese Verschwörung erkannt! Man wollte es mir umsonst bestreiten, ich, ich wußte es! Ich fühle die Nähe meiner Feinde, ich wittere sie in der Luft, die ich einathme, in dem Glas, welches ich bebend an meine Lippen setze, in dem Mittagsmahl, zu dem ich mit heimlicher Qual und Angst im Herzen widerstrebend mich niedersetze, ja, in meinem Schlafe selbst argwöhne ich meine Feinde, welche vielleicht ein betäubendes Pulver in meinen Nachttrunk gemischt haben, um meinen Schlaf zu benutzen, und mich zu ermorden! Ja, ich weiß es, ich weiß! Man will mich ermorden, man hat schon die Mörder gedungen! Ah, was ist das, schrie der Cardinal plötz-

lich mit einem Aufkreischen der Angst. — Er hatte hinter sich ein leises Geräusch vernommen, und bleich und zitternd sein Haupt in seinem weiten Morgenpelz verbergend, jammerte er leise: man will mich ermorden! Zu Hülfe! Zu Hülfe! —

Als Alles still blieb, wagte es der Cardinal leise das Haupt aufzurichten, und endlich einen schnellen angstvollen Blick rückwärts zu werfen.

Niemand stand hinter ihm, Niemand war zu sehen, Niemand als dieser graue Papagey, der den Cardinal erschreckt hatte, indem er von seiner Stange herunter gesprungen war, und im Zimmer umher hüpfte.

Seltsamer Contrast! Dieser Mann, vor welchem ganz Frankreich zitterte, dieser Mann erbebte vor dem Hüpfen eines Vogels!

Aber Mazarin konnte seiner Angst nicht wieder Meister werden, ein Grauen überfiel ihn, und obwohl er die Menschen fürchtete, weil Jeder von ihnen sein Mörder sein konnte, schien ihm doch diese lautlose Einsamkeit ganz unerträglich. Er schellte so heftig, daß Dubois erschreckt herein stürzte, und angstvoll fragte, was geschehen sei.

Nichts, nichts! sagte Mazarin aufathmend. Aber

die Luft dieses Zimmers bedrückt mich. Die Sonne scheint so schön! Ich will ausfahren, in's Freie! In's Freie! Wir wollen spazieren fahren, Dubois!

Eminenz vergessen, daß die Vorzimmer noch überfüllt sind, und daß Ew. Gnaden hier auf dieser Liste noch zwanzig Personen bezeichnet haben, welche Sie empfangen wollten!

Ich will Niemand empfangen, ich will Niemand sehen! rief der Cardinal mit der eigensinnigen Angst eines Kindes! Ich will spazieren fahren, und das sogleich! Aber unter guter Bedeckung hörst Du! Mein Wagen darf nicht einen Augenblick allein sein!

Und Dubois verneigte sich und ging, um die nöthigen Befehle wegen der Spazierfahrt zu geben, und dann den Herrschaften in den Vorzimmern anzuzeigen, daß Sr. Eminenz heute keine Audienzen mehr ertheilen würden!

Eine Viertelstunde später bestieg der Cardinal seinen Wagen, um spazieren zu fahren.

Aber indem der Wagen aus dem innern Hofe auf die Straße hinaus rollte, ward er durch ein Gedränge von Wagen und Fußgängern am Fortkommen gehindert.

Der Cardinal erbleichte, und lehnte sich angstvoll an den Schlag, indem er Dubois fragte, was dieses Hinderniß zu bedeuten habe.

Es sind nur die Wagen der Herrschaften, und dann die ärmern Leute, welche zur Audienz gekommen waren, und jetzt die Vorzimmer verlassen! sagte Dubois.

Man lasse die Trabanten vorrücken, damit sie Platz machen, und die Musketiere mögen den Wagen umgeben, befahl der Cardinal.

Sein Gebot ward bald befolgt, die Kutschen fuhren zur Seite, die Fußgänger drückten sich demüthig rückwärts, sich tief und demuthsvoll verneigend vor dem mächtigen Cardinal, der sie drei Stunden vergeblich hatte warten lassen, und der jetzt stolz, wie ein Triumphator, und umringt von dem Glanze eines Königs durch ihre Reihen fuhr. —

Jetzt rollte die Equipage rascher dahin, die Trabanten ritten voran, eine Compagnie der Musketiergarde folgte, und das Volk blieb gaffend auf der Straße stehen, und bewunderte den Glanz des Cardinals und nannte ihn den größten, den glücklichsten und den reichsten Mann von ganz Frankreich.

Aber der, welchen man so nannte, lag bleich, schmerz-

gefoltert auf den sammtnen Kissen seines Wagens, und inmitten des königlichen Pompes, der ihn umgab, erbebte er vor jedem unerwarteten Geräusch, und fuhr angstvoll zusammen vor jedem fremden Gesicht.

Es ist wahr, Mazarin war der mächtigste, größte und reichste Mann von ganz Frankreich, aber wer hätte ihn beneiden mögen um seine Macht und seine Größe, ihn, der überall nur Verrath und Mord sah, und immer erzitterte vor eingebildeten oder wirklichen Schrecknissen! Und wer hätte tauschen mögen mit diesem reichen Manne, der so arm war an Glück und Frieden?

V.

Die Marquise Chatillon.

Die Marquise war in ihrem Boudoir; umringt von ihren Kammerfrauen, stand sie vor dem großen Venetianischen Spiegel, dessen breiter, wundervoll geschnitzter Goldrahmen in allen vier Ecken das Wappen ihres alten, berühmten Hauses zeigte. Die Marquise betrachtete prüfend in diesem Spiegel, welcher ein Geschenk ihres königlichen Geliebten, des Prinzen von Condé, war, ihr eigenes Bild, und indem sie mit einem zufriedenen Lächeln sich zu mustern schien, sagte sie: Es ist gut, meine Kinder, Ihr könnt jetzt gehen! Dieses Negligée ist in der That allerliebst und macht Eurer Geschicklichkeit Ehre. Laßt mich jetzt allein!

Die Kammerfrau verließ schweigend mit den vier Garderobenmädchen das Gemach, und die Marquise war jetzt allein. Sie setzte sich auf den mit weißem

Atlas bezogenen Lehnstuhl, und indem sie mit ihren kleinen Füßen ihm einen leichten Ruck gab, ließ sie ihn bis dicht vor den großen Spiegel rollen. Abermals begann sie jetzt sich zu betrachten. — In der That, sie war sehr schön, diese junge Marquise. Man sah niemals glänzendere Augen, einen kleinern Mund, eine edlere Nase, eine höhere Stirn. Wenn sie lächelte und diese zwei Reihen perlenweißer Zähne zwischen ihren purpurnen Lippen sichtbar wurden, war sie unendlich reizend; wenn sie zürnte und die edlen Bogen ihrer feinen Augenbrauen zusammenzog, mochte man sie in ihrer stolzen zürnenden Schönheit einer Juno vergleichen. Aber heute war die Marquise besonders schön, denn sie wollte schön sein, und sie hatte aus dieser Morgentoilette ein wahres Studium gemacht. Ihr dunkles Haar, das in langen Locken auf ihre entblößten blendend weißen Schultern herabfiel, war geziert mit feuerfarbenen Schleifen, die wie Schmetterlinge dieses liebliche Gesicht umflatterten, und das sanfte Carmoisin ihrer Wangen nur noch feiner und zarter erscheinen ließen. Ihren schlanken und edel geformten Hals umgab eine einzige Schnur Perlen, die vorne zusammengehalten ward von einem Brillant-

schloß. Ihre hohe und stolze Gestalt umhüllte ein weißes Spitzenkleid über einem Unterkleide von blauem Mousselin, beide von so zarter Feinheit und Weichheit, daß sie, sich eng anschmiegend an diese stolze Gestalt, die ganze Erhabenheit und Schönheit ihrer edlen Formen verriethen. Ihre kleinen, überaus reizend geformten Füße bedeckten weiße goldgestickte Pantoffeln. Die Arme waren bedeckt von weiten Spitzenärmeln, die hinlänglich verhüllten, um zu reizen, und doch zugleich hinlänglich durchsichtig waren, um die Fülle und Weiße dieser Arme zu verrathen. — Wie gesagt, die Marquise betrachtete sich, und da sie fand, daß der weiße Atlaslehnstuhl ein wenig zu matt sei zu ihrem Anzug, schob sie ihn fort, und rollte den Spiegel ein wenig seitwärts, dem Ruhebette gegenüber, das an der entgegengesetzten Wand befindlich war. Sie warf sich nun nachlässig auf dasselbe hin und versuchte mehrere Stellungen, indem sie dabei immer in dem Spiegel sich selber prüfend beobachtete. Ein befriedigtes Lächeln umspielte jetzt ihre Lippen, denn sie fand, daß der strohgelbe Atlas dieser Kissen, auf welchen sie jetzt ruhte, sehr gut stand zu ihrem Anzug und zu der blendenden Frische ihres Angesichts, auch

war sie zufrieden mit der Stellung, welche sie eben angenommen, und indem sie wohlgefällig mit dem Kopfe nickte, sagte sie leise: Ich denke, ich kann mit mir zufrieden sein, und dieser gute und zärtliche Prinz wird nicht die Kraft haben, mir zu widerstehen, wenn ich ihn so empfange, und, so zu ihm emporblickend, ihm erzähle von meinem Mißgeschick!

Und die Marquise versuchte noch einmal dieses Lächeln, und dieses Aufblicken, dann schob sie mit dem Fuße den Spiegel fort, und als sie jetzt ein leises Geräusch im Vorzimmer vernahm, lehnte sie das Haupt zurück auf die Kissen und schloß die Augen. — In der That ward in diesem Moment die Gardiene aufgehoben, und ein Mann von königlichem Ansehen betrat das Boudoir der Marquise. Es war dies der Geliebte der schönen Frau, es war der Prinz von Condé, der Sieger von Rokroi und Dünkirchen, der, seitdem er mit Frankreich, und anscheinend sogar mit Mazarin sich versöhnt hatte, als ruhiger Privatmann in Paris lebte, und, um doch in etwas sein Feldherrntalent zu bethätigen, sich nur damit zu beschäftigen schien, Frauenherzen zu erobern. Aber man sagte von ihm, daß er, obwohl immer erobernd, doch selber ganz

unüberwindlich sei, und daß die schärfsten und glühendsten Pfeile, mit denen die Augen der schönsten Weiber von Paris ihn bestürmten, ohnmächtig abprallten an diesem undurchdringlichen Panzer, mit welchem der große Condé seine Brust umhüllt hatte. Dieser Panzer war eine wirkliche und echte Liebe, eine Liebe, welche er seinerseits durch eine zehnjährige Treue bewährt hatte, und deren Gegenstand die Marquise Chatillon war. Er hatte die Marquise vor zehn Jahren kennen gelernt. Damals war sie sechszehn und er dreißig Jahr, damals hatte sie ihn entzückt durch ihre Schönheit und ihre Unschuld, durch ihre Jugend und ihr Unglück. Denn sie war verheirathet worden an den Marquis von Chatillon, den rohesten Wüstling, den grausamsten Haustyrannen. Und sie, dieses so junge, so unschuldige Weib war berauscht worden von den Huldigungen dieses dreißigjährigen Helden, welcher schon in seinem zwei und zwanzigsten Jahre durch den Sieg von Rokroi seinen königlichen Namen verklärt hatte. Sie hatten sich also ewige Liebe geschworen, und Condé mindestens hatte Wort gehalten. Der Marquis von Chatillon war inzwischen gestorben, und die Marquise, welche jetzt sechsundzwanzig Jahre

zählte, stand in der Blüthe ihrer Schönheit und ihrer Macht. Denn seitdem sie frei war und umringt von Anbetern, die auf ihre Hand Ansprüche machten, liebte der Prinz von Condé sie doppelt heiß, weil er die Möglichkeit fürchtete, sie zu verlieren. Uebrigens schwur er auf die Treue seiner Geliebten, und Niemand hatte mehr den Muth, ihn in diesem Glauben wankend zu machen, seitdem er zwei der tapfersten und schönsten Männer, welche es gewagt, in seiner Gegenwart leichtfertig von der Marquise zu sprechen, im Zweikampf getödtet hatte. —

Vielleicht mochte der große Condé Recht haben, wenn er behauptete, die Marquise Chatillon habe niemals einen andern Mann geliebt, als ihn. Aber dennoch hatte er einen Nebenbuhler in dem Herzen der Marquise, einen sehr gefährlichen, sehr glänzenden Nebenbuhler! — Dieser Nebenbuhler war das Gold, er war zugleich ihr Gott und ihr Dämon, dem sie täglich opferte, für den, wie Mazarin sagte, sie Alles hingab, ihre Freunde, ihren Geliebten, und ihre Ehre, wenn es darauf ankam. Aber dieser mächtigen und das ganze Wesen der Marquise beherrschenden Leidenschaft gesellte sich noch eine andere zu, welche sonst

gemeinhin die natürliche Gegnerin der erstern zu sein pflegt. Die Marquise liebte nämlich nicht bloß das Gold, sondern sie war auch eine leidenschaftliche Hazardspielerin, — sie spielte aus Geldgier, und wenn sie vier Tage gewonnen, und dann tollkühn und ganz geblendet von ihren Schätzen, am fünften Tage Alles wagte, um Alles zu gewinnen, so hatte sie vielleicht das Unglück, zu verlieren, und es war daher die natürliche Folge, daß sie am sechsten Tage wieder spielen mußte, um das Verlorne wieder zu gewinnen. Die Marquise spielte aus Geiz, wie Andere aus Verschwendung, und je mehr sie verlor, desto leidenschaftlicher spielte sie, weil sie durchaus wieder gewinnen wollte, was sie verloren. Daher kam es, daß ihre Finanzen zerrüttet, ihr Credit zerstört war, daher kam es, daß, trotz ihres Geizes und ihrer Habsucht, die Kasse der Marquise sehr häufig leer, dagegen ihr Vorzimmer angefüllt war mit stürmischen und dringenden Gläubigern. Die Marquise hatte aber einen sehr bequemen, sehr liebenswürdigen Grundsatz, sie bezahlte niemals ihre Schulden, und daher kam es, daß, gewarnt von solchen Erfahrungen, Niemand der schönen Frau mehr Credit geben und ihr Gelder vorstrecken

wollte. — Die Marquise spielte daher immer leidenschaftlicher, um zu gewinnen, und sie verlor immer mehr, eben weil sie leidenschaftlich war. — Freilich, sie hatte in ihren Geldnöthen eine sichere Stütze an ihrem erhabenen Geliebten, welcher in großmüthiger Freigebigkeit ihr einen fürstlichen Haushalt eingerichtet hatte, und ganz allein aus seinen Mitteln ihre Equipage und ihre Dienerschaft, ihre Tafel und ihre Garderobe erhielt, aber die Mittel des Prinzen waren nicht unerschöpflich, denn der edle Condé hatte auf seinen Schlachtfeldern mehr Ehre und mehr Lorbeeren gefunden, als Schätze, weil er eben nur das Erstere begehrte. —

Es war also der Prinz von Condé, welcher in das Boudoir der Marquise Chatillon trat. Als er bemerkte, daß seine schöne Geliebte die Augen geschlossen und zu schlafen schien, näherte er sich leise auf den Zehen dem Ruhebette, und betrachtete mit Entzücken diese reizende Schlummernde. Dann neigte er sich, übermannt von diesem köstlichen Anblick, nieder, und drückte einen Kuß auf diese vollen, im Schlummer noch lächelnden Lippen.

Die Marquise schlug die Augen auf, und als sie

den Geliebten erkannte, warf sie mit einem Freudenruf ihre Arme empor und um seinen Nacken.

Heloise, Du bist heute von einer wundervollen Schönheit, sagte er, indem er sich auf ein Knie niederließ vor diesem Ruhebett, auf welchem das reizende Weib lag.

Die Marquise lächelte, aber es war in diesem Lächeln etwas Melancholisches, Trübseliges, das sofort eine Wolke auf der Stirne des Prinzen erzeugte.

Du spottest meiner, Louis, sagte die Marquise seufzend. Wenn man eine Nacht in Thränen und unter Seufzern hinbringt, da muß uns der Morgen wohl trübe und ermattet finden!

Eine Nacht in Thränen? fragte der Prinz entsetzt, und zog die Geliebte fester an seine Brust, als wolle er in seinen Armen sie schützen vor jedem Schmerz und jedem Kummer.

Ja, in Thränen, wiederholte die Marquise schwermuthsvoll. Denn was giebt es wohl Traurigeres, als gezwungen zu sein, die Vorwürfe seines eigenen Gewissens anzuhören, und was ist schrecklicher, als seine Ehre und seinen Namen in Gefahr zu sehen!

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Eine tödtliche Blässe überzog die Wangen des Prinzen.

Heloise, sagte er matt, indem er aufstand und sich in einen Sessel gleiten ließ. Heloise, ich errathe Alles, sprich kein Wort weiter! Du tödtest mich!

Die Marquise unterdrückte mühsam ein Lächeln des Triumphes. Die Comödie spielte sich genau so, wie sie es vorher gesehen hatte. — Der Prinz vermuthete das Schrecklichste, und es war natürlich, daß, wenn sie ihn über ihre Liebe beruhigte, ihm alles Andere dagegen leicht erscheinen würde.

Oh, sagte sie vorwurfsvoll, immer wieder dieselbe Qual! Weiß der edle Louis von Bourbon immer noch nicht, daß Heloise ihn liebt, einzig allein ihn liebt, und daß sie niemals einen Andern lieben wird?

Mein Gott, Du liebst mich? rief Condé und stürzte zu seiner Geliebten hin. Du bist mir treu? Ich danke Dir, Heloise, ich danke Dir! Du giebst mir das Leben wieder!

Und indem er seine Geliebte in seine Arme schloß, fragte er: Aber weshalb hast Du geweint? Und was sprichst Du denn von Gewissensbissen, wenn Du mir treu bist?

Egoist! sagte sie lachend, und schlug ihn mit ihren zarten, rosigen Fingern leicht auf die Wange; Egoist, als ob man ein untadelhafter Engel wäre, bloß wenn man die Schwachheit hat, Sr. Gnaden treu zu sein, und als ob es auf der Welt gar keine Gewissensbisse geben könne, sobald man nur diese einzige und erhabene Tugend besitzt, Sr. Gnaden zu lieben!

Der Prinz küßte mit einem zärtlichen Ausdruck die schlanken, durchsichtigen Spitzen dieser Finger, welche ihn schlugen. Ja, sagte er, Heloise ist für ihren Louis eine untadelhafte Göttin, vorausgesetzt, daß sie ihn liebt!

Und dennoch wirst Du, sobald ich Dir meine Verbrechen gebeichtet habe, finden, daß ich diesmal sehr zu tadeln bin! seufzte die Marquise.

Beichte immerhin! rief der Prinz. Beichte, meine schöne Sünderin, und ich will Dich schon im Voraus absolviren.

Aber Du mußt mich nicht ersticken mit Deinen Küssen, sondern mir so viel Athem lassen, um Dir beichten zu können! sagte sie, ihren zärtlichen Liebhaber leise abwehrend.

Nun denn, ich höre! sagte er, vor ihr niederknieend.

Nein, nein, das ist falsch, rief die Marquise lachend, und hob ihn empor. Du bist der Beichtvater, Du mußt also stolz aufgerichtet sein, und ich, als die reuige Sünderin, werde knieend Dir beichten!

Und mit einer unnachahmlichen Anmuth und Grazie vor dem Prinzen niederknieend, gab die Marquise ihren Zügen den Ausdruck eines frommen zerknirschten Ernstes, indem sie demuthsvoll ihre Arme über ihrem vollen schönen Busen faltete.

Der Prinz konnte dem Anblick dieser reizenden Magdalena nicht widerstehen, er beugte sich nieder und küßte sie.

Still, sagte sie feierlich, ehrwürdiger Vater, Ihr vergeßt Euren heiligen Stand, Ihr sündigt schwer gegen Gottes Gebote, indem Ihr eine Sünderin, welche Euch beichten will, mit irdischen Gedanken küßt!

Nun, dann bin ich ein echter und rechter Priester, sagte er lachend, und gleiche genau unsern geweihten priesterlichen Heuchlern und unsern scheinheiligen Geistlichen!

Ehrwürdiger Vater, seufzte die Marquise, ich bekenne mich eines großen Vergehens schuldig!

Bekenne, meine Tochter! sagte der Prinz mit komischem Ernst, bekenne, und wir werden sehen, ob Du zu absolviren bist!

Ehrwürdiger Vater, ich habe mich trotz Eurer Bitten und Eures Befehles dennoch wieder von der Gewalt des Teufels verführen lassen, und indem ich alle Eure Ermahnungen und meine eigenen guten Vorsätze vergaß, habe ich mich ganz den Vorspiegelungen dieses Dämons überlassen, welcher mich ewig verfolgt mit seinen Verlockungen und seinen trügerischen Versprechungen.

Ach, Du hast gespielt?

Und verloren! seufzte die Marquise, das Haupt auf ihre Brust senkend.

Also wieder verloren! rief der Prinz ein wenig unmuthig. Wir werden also niemals Ruhe finden vor diesem Dämon, er soll uns sogar diese heiligen Stunden des Glückes und der Liebe vergiften!

Prinz, ich sagte Euch schon, daß ich die ganze Nacht geweint habe vor Reue und Gewissensangst! sagte die Marquise, indem sie den flehenden Blick zu dem Prinzen erhob.

Es ist wahr! sagte der Prinz, und übrigens wird

dieses Unglück ja wieder gut zu machen sein. Mit wem spieltest Du?

Die Königin erzeigte mir die Ehre, mich zu ihrer Parthie einzuladen!

Ach, die Königin ist also sehr gütevoll und sehr gerecht gegen meine schöne Heloise!

Ich habe aber nichtsdestoweniger gegen diese gütevolle Königin mich über ein großes Mißgeschick zu beklagen, denn ich habe fortwährend verloren! sagte die Marquise bitter.

Und wie hoch beläuft sich die Summe?

Die Marquise zögerte, dann sagte sie leise: Ich habe an Ihro Majestät auf Ehrenwort tausend Pistolen vorloren!

Tausend Pistolen! rief der Prinz, erschrocken einen Schritt zurücktretend. Aber das ist ja ein ganzes Vermögen!

Zwanzigtausend Franken! jammerte die Marquise, und dazu verpflichtet mich mein Ehrenwort, heute noch zu zahlen!

Du kannst also zahlen? fragte der Prinz aufathmend.

Ich habe gar nichts! Nicht tausend Francs, sagte sie, und sank ganz zerknirscht zusammen.

Der Prinz vergaß über ihrem Schmerz seinen eigenen Unmuth. Er hob die immer noch Knieende empor und geleitete sie sanft zu dem Ruhebette.

Ich bin ganz ohne alle Mittel! seufzte die Marquise, und dennoch hängt meine Ehre, ja, meine ganze Zukunft davon ab, daß ich diese Summe zahlen kann! Was würde der Hof, was würde die Königin selber von mir denken und sagen, wenn ich es versäumte, diese Ehrenschuld einzulösen!

Und ich, ein Bourbon, ein königlicher Prinz, rief der Prinz, indem er wüthend im Zimmer hin und her rannte, ich habe nicht einmal diese armseligen tausend Pistolen zur Verfügung. Meine Kassen sind erschöpft, und bevor dieses Monat nicht zu Ende gegangen, kann ich nicht daran denken, neue Gelder zu erheben!

Ich werde also sterben müssen, oder in ein Kloster gehen! seufzte die Marquise, die Hände ringend. — Diesmal war ihre Zerknirschung nicht gespielt, sondern wirklich und natürlich. Sie hatte darauf gerechnet, daß der Prinz ihr heftige Vorwürfe machen, daß er, wie dies schon oft geschehen, sie schelten würde um

ihrer unsinnigen Leidenschaft zum Spiele, aber sie hatte gedacht, daß er, wenn der Zorn und die Vorwürfe vorüber, jedenfalls zahlen würde. Und jetzt mußte sie an diesem tiefen und ungeheuchelten Schmerz des Prinzen erkennen, daß er wirklich außer Stande sei, ihre Schuld an die Königin abzutragen!

Aber was machen wir nur? Was ist da anzufangen? fragte der Prinz, die Fäuste ballend.

Ja, was ist da anzufangen? wiederholte die Marquise, die Hände ringend. Bezahlen muß ich heute noch diese Schuld, wenn ich nicht zum Gelächter des ganzen Hofes werden soll!

Ach, ich hab's! rief der Prinz, welcher bis jetzt wüthend umher gerannt war. Ja, ich hab's! wiederholte er, und blieb vor einem großen, mit Silber beschlagenen Kasten stehen, welcher sich auf dem Toilettentisch der Marquise befand.

Und was habt Ihr, mein Prinz? fragte die Marquise.

Ein Mittel, diese Ehrenschuld an die Königin sofort abzutragen!

Nun? Wie heißt dieses Mittel?

Es ist heute der vierundzwanzigste November, in

sieben Tagen also sind meine Gelder wieder flüssig, laufen die Einkünfte meiner Domainen wieder ein!

In sieben Tagen! rief die Marquise achselzuckend. Aber das ist grade um sieben Tage zu spät!

Bis dahin, sagte der Sieger von Rokroi feierlich, bis dahin wirst Du Deine Brillanten versetzen! Mein Ehrenwort darauf, daß ich sie in sieben Tagen wieder einlöse!

Das wäre allerdings ein Mittel, aber ein sehr gefährliches! sagte die Marquise sinnend.

Nun, bei Gott, die Gefahr möchte ich kennen! lachte der Prinz.

Wenn zum Beispiel in diesen acht Tagen ein großes Hoffest wäre? Du weißt, Se. Majestät hat zuweilen solche schnellen Einfälle!

Nein, nein, ich sah heute den Plan für die Vergnügungen der nächsten Woche. Es sind drei große Diners, zwei Mal Theater, und ein gewöhnlicher Spielabend, weiter nichts! Wenn das also die einzige Gefahr ist, so sei außer Sorgen!

Und dann, sagte die Marquise zögernd, wie nun, wenn Ihr nicht im Stande wäret, in acht Tagen meinen Schmuck wieder einzulösen?

Ich gab Dir mein Ehrenwort, sagte der Prinz, die Stirne runzelnd.

Und Euer Ehrenwort ist eine Königskrone werth! rief die Marquise. Aber man kennt den tapfern und kühnen Helden Condé, der täglich fast auch einen Ehrenhandel hat, und trotz meines Flehens an jedem Tag sein Leben wagt, und seine Geliebte in steter Angst und Sorge erhält, weil sie weiß, daß der erhabene Geist des Siegers von Rokroi, aber nicht sein Körper, unsterblich ist!

Ach, ich verstehe! sagte der Prinz unmuthig. Du fürchtest, ich könnte sterben, bevor ich diese Summe ausgezahlt! Nun, die schöne Marquise Chatillon weiß mit klugem Blicke und heiterm Verstande die Zukunft zu berechnen!

Und ohne der Marquise Zeit zu einer Antwort zu lassen, trat er an den Tisch und schrieb rasch einige Zeilen auf ein Blatt Papier.

Da haben Sie eine Schuldverschreibung auf tausend Pistolen, sagte er dann, Sie können sich diese Summe in acht Tagen von meinem Haushofmeister auszahlen lassen!

Das Antlitz der Marquise strahlte vor innerer

Genugthuung, indeß unterdrückte sie gewaltsam die Freude, die sie empfand, und trat zu dem Tische, auf welchem die Verschreibung lag.

Der Prinz hatte sich abgewandt und war an's Fenster getreten.

Als die Marquise sich mit einem raschen Blick von der Vollgültigkeit der Verschreibung überzeugt hatte, schob sie dieselbe schnell unter die andern Papiere und nahm dann ein anderes beschriebenes Blatt von derselben Größe und derselben Farbe, als die Verschreibung es war.

Der Prinz hatte ihr noch immer den Rücken gekehrt und trommelte an den Scheiben.

Mit dem Blatt Papier in der Hand trat die Marquise zu dem Prinzen, und indem sie ihre kleine rosige Hand auf seine Schulter legte, sagte sie mit einer Stimme gekränkter Unschuld: Louis, hat Deine Heloise solches Mißtrauen verdient? Will der große Condé in der That seine Geliebte beschimpfen, indem er sie einer so niedrigen und erbärmlichen Gesinnung fähig hält?

Der Prinz blickte sie an. Er sah gar nicht mehr

auf die Verschreibung, er sah nur dieses so schöne, von edlem Stolze geröthete Antlitz seiner Geliebten.

Heloise! rief er fast bittend.

Heloise antwortete nicht, aber sie zerriß mit einer Bewegung des Zornes das Papier, welches sie in der Hand hielt, und es in kleine Stücke zerpflückend, warf sie diese zu den Füßen des Prinzen nieder, indem sie sagte: Da habt Ihr diese Verschreibung, mein Prinz! Ich gebe sie Euch zurück. Es ist nicht nöthig und wenig edel, ein Weib zu beschimpfen, selbst, wenn Ihr es nicht mehr liebt!

Und die Marquise wandte ihm mit einem erhabenen Ausdruck den Rücken und sank lautschluchzend auf den Divan hin. — Sofort war der Prinz bei ihr, und zu ihren Füßen niedersinkend, flehte er zu seiner Geliebten um Vergebung, um Gnade, um ein wenig Erbarmen, ein wenig Liebe!

Sie blickte ihn unter Thränen lächelnd an und reichte ihm ihre schöne Hand. — —

Eine Stunde später verließ der Sieger von Rokroi, den die kluge Marquise auf's Neue besiegt, auf's Neue gefesselt hatte, seine Geliebte, und diese sandte mit einem leisen Seufzer ihren Haushofmeister mit

ihrem Brillantschmuck zu dem ersten Juwelier von Paris, um ihn auf acht Tage in Versatz zu geben.

Dann schickte sie die dafür erhobenen tausend Pistolen mit einem ehrfurchtsvollen Schreiben an die Königin, indem sie seufzend zu sich selber sagte: Wie schön ist doch dieses Geld, das ich mir so schwer und mühevoll errungen habe! Und denken zu müssen, daß ich selber gar nichts davon genießen soll, sondern daß es nur da ist, um eine fremde Kasse zu füllen. Nun jedenfalls bin ich gesichert, und selbst wenn Condé in diesen acht Tagen sterben sollte, habe ich doch diese vollgültige Verschreibung, von der mein großmüthiger Prinz glaubt, daß ich sie zerrissen habe! Mein Gott, welche Närrin müßte ich sein, um dies wirklich zu thun! Wär's nicht möglich gewesen, daß der Prinz, statt zu sterben, mir plötzlich untreu würde, und mit seiner Liebe auch diese Schuld vergäße? Die Männer sind ja so wunderlich!

Ja freilich, die Männer sind wunderlich, aber noch ein wunderlicheres Ding ist dieser Dämon, welcher in neckischem Spiel über die Schicksale der Menschen und der Völker entscheidet, dieser Dämon, welchen wir den Zufall nennen! Man sage nicht, daß Gott es

ist, welcher das Schicksal entscheidet, der Zufall allein hat diese Macht, und durch die kleinsten Dinge läßt er die größten Ereignisse geschehen!

Ein Zufall war's, daß Condé erst in acht Tagen den Schmuck der Gräfin auszulösen vermochte, und dieser Zufall entschied über das Loos von Frankreich, denn durch diesen Zufall allein sollte La Chaise zu Macht und Ansehen gelangen, und dieser Zufall bahnte ihm den Weg zu seiner kommenden, blutigen Größe! Dieser Zufall war's aber auch, der die Marquise in Gefahr brachte, und dereinst Molière veranlaßte, seinen unsterblichen Tartüffe zu schreiben!

VI.

L'homme sans consequence.

La Chaise hatte indeß seit der Unterredung mit Mazarin seine Zeit nicht unthätig und zwecklos verbracht. Er hatte zuerst sich bekannt gemacht mit dem Abbé Fouquet, dem Beichtvater der Marquise, und durch diesen hatte er es bald zu erreichen gewußt, daß er der Marquise vorgestellt ward. Einmal dahin gelangt, war es ihm nicht schwer geworden, sich die Gunst der schönen Heloise bis zu dem Grade zu gewinnen, daß er mindestens jeden Tag Zutritt in ihrem Boudoir fand. — Die Marquise fand in der That diesen jungen Pater La Chaise sehr unterhaltend, sehr lustig. Er wußte so allerliebste scandalöse Hofgeschichten zu erzählen, er wußte in so beißender Weise die übrigen Damen des Hofes herabzusetzen auf Kosten der Marquise, und um sie desto erhabener und glänzender dar-

zustellen, er verstand es endlich so gut, auf diesen Mazarin die schärfsten und komischsten Pasquille zu machen, daß die Marquise volles Vertrauen zu ihm gewann, und ihn dem Prinzen Condé vorstellte, als einen „Gleichgesinnten", welcher, gleich ihnen und ihren Freunden, den Cardinal hasse, und seinen Untergang wünsche, und welcher Verstand und Geist genug besitze, um ihren Planen nützlich zu sein.

Wie gesagt, La Chaise hatte freilich jeden Tag Zutritt bei der Marquise Chatillon, aber es war kein Herzensinteresse, was ihm diese Gunst verschaffte. La Chaise war ihr ein bequemes Mittel sich in den Stunden, wo sie keine Gesellschaft hatte, zu unterhalten und zu zerstreuen. Er wußte so gut zu medisiren, zu scandaliren, zu adoriren, kurz, er war immer sehr unterhaltend, und deshalb duldete ihn die Marquise in ihrem Boudoir, wie sie etwa irgend ein ausländisches Gewächs, oder einen Vogel einige Zeit als Unterhaltung würde aufgenommen haben!

Aber dieser La Chaise ist täglich bei Dir, und ganz allein mit Dir in Deinem Boudoir, sagte eines Tages Condé zu seiner schönen Geliebten.

Die Marquise lachte.

Nun, sagte sie, das ist kein Grund, die Stirne zu runzeln, wie Ihr es thut, mein Prinz! Unmöglich, Louis, kannst Du eifersüchtig auf diesen kleinen La Chaise sein!

Er ist jedenfalls ein sehr schöner Mann!

Ist er das? fragte die Marquise gleichgültig. In der That, ich habe nie daran gedacht, daß er überhaupt ein Mann sei! Er ist ein Priester, und deshalb für mich ganz sans consequence! Übrigens, da Du mich darauf aufmerksam machst, werde ich ihn jetzt darauf ansehen, ob er ein „schöner Mann" ist.

Der Prinz ärgerte sich über sich selber, daß er die Thorheit begangen, sie auf eine Schönheit aufmerksam zu machen, die seine edle Geliebte bis dahin gar nicht bemerkt hatte.

Aber für die Marquise war und blieb der Pater La Chaise ein homme sans consequence, denn er war nicht bloß ein Priester, sondern sogar ein Jesuit, und die Marquise wußte, daß die Jesuiten das Gelübde der Armuth abgelegt. La Chaise war also arm, und deshalb blieb er für die Marquise „sans consequence"!

Es war einen Tag, nachdem die Marquise auf eine so glückliche und leichte Weise ihre Spielschuld an die Königin bezahlt hatte. — Die Marquise war allein in ihrem Boudoir, allein, das heißt, Niemand war bei ihr, als dieser homme sans consequence, als La Chaise. Sie war also allein, und im leichten Morgenneglig ée, das ganz dazu geeignet war, ihre Schönheit nur noch verführerischer und reizender erscheinen zu lassen. Auch ergötzte sich die Marquise, zu sehen, wie La Chaise oft plötzlich erröthete, wenn ihm eine Bewegung der Marquise irgend eine neue Schönheit enthüllte, wie er stockte, mitten in einem angefangenen Satze, um in Ausrufungen des Entzückens auszubrechen über dieses schöne lange Haar der Marquise, das so eben von ihrer Kammerfrau frisirt ward, oder über diesen kleinen rosigen Fuß, den eine andere Kammerfrau eben mit einem durchsichtigen Seidenstrumpfe verhüllen sollte.

Die reizende Marquise war heute unendlich schön, aber auch unendlich übermüthig, — mein Gott, sie war so glücklich, daß es ihr gelungen, mit Condé's Geld ihre Schuld an die Königin abzutragen, so zufrieden mit sich, daß sie so klug sich die Verschreibung

des Prinzen zu sichern gewußt, es gewährte ihr daher unendliches Vergnügen, diesen armen Priester ein wenig zu quälen und den Diener Gottes ein wenig zu irdischen und unheiligen Gedanken zu verleiten.

La Chaise wußte und empfand das, denn er kannte die Marquise ganz genau, er hatte sich ihr ganzes Wesen, ihr ganzes Innere zerlegt, ungefähr wie ein Arzt einen Körper zerschneidet, um an ihm die menschliche Schwäche und die menschliche Unvollkommenheit zu studiren. La Chaise kannte daher alle Fehler und alle Schwächen dieser schönen Marquise, sie täuschte ihn weder mit ihrem verführerischen Lächeln, noch mit ihren lockenden Worten.

Ich bin ihr ein Spielzeug, weiter nichts, dachte er, mit Wuth im Herzen. Nun, es wird ein Tag kommen, wo diese schöne Coquette, statt dieses Spielzeug zu zerbrechen, von ihm soll zerbrochen werden!

Und während er das dachte, sprach er zu der Marquise in begeisterten Worten von der Gewalt, welche sie über sein armes Herz ausübe, und die Marquise lachte, und schlug ihn auf die Hand, welche allzukühn eine Locke ihres duftigen Haares an seine Lippen gedrückt.

Ein eintretender Diener unterbrach dieses neckische Geplauder; er überbrachte einen Brief vom Oberceremonienmeister Sr. Majestät des Königs, und zog sich dann wieder in das Vorzimmer zurück.

Die Marquise erbrach dieses Schreiben, und überflog es mit raschen Blicken. — Dann stieß sie einen lauten Schrei aus und sank besinnungslos zusammen.

Niemand war mehr in dem Boudoir als die Marquise und La Chaise, dieser „homme sans consequence", La Chaise, welcher mit einem Ausdruck wilder Freude auf die ohnmächtige Marquise hernieder blickte, die bewegungslos zu seinen Füßen lag. — Er beobachtete sie einige Minuten und als er gewahrte, daß es wirklich Ernst sei mit dieser Ohnmacht, beugte er sich nieder und hob den Brief auf, welcher diese plötzliche Ohnmacht erzeugt hatte.

Er enthielt nichts, als eine Einladung zu einem großen Hofballe, welcher am achtundzwanzigsten November statt finden sollte, und den Se. Majestät zu Ehren des Geburtsfestes der Herzogin von Burgund befohlen hatte. —

Erstaunt und zweifelhaft überlas La Chaise noch einmal dieses Schreiben, nicht im Stande sich die selt-

same Wirkung desselben zu erklären. Aber als er sah, daß die Marquise eine Bewegung machte, und leise aufzuathmen begann, ließ er schnell den Brief wieder zur Erde fallen und nahm von dem Toilettentische ein Flacon, dessen stärkende Essenz der Marquise schnell ihre Kräfte wieder gab.

Ich bin verloren! stammelte sie, sich aufrichtend, und auf La Chaise's Arm gestützt, wankte sie zu dem Ruhebette, auf welchem sie kraftlos zusammensank.

Verloren! rief La Chaise leidenschaftlich und knieete vor ihr nieder. Sagt mir, wie Euch zu helfen ist, und ich werde Euch erretten oder sterben!

Unsinn! sagte die Marquise verächtlich. Weder Euer Leben, noch Eure Hülfe kann mir nützen! Es ist übermorgen ein großer Gallaball bei Hofe, und ich bin dazu geladen!

Aber unmöglich kann dies ein Unglück genannt werden! rief La Chaise lachend.

Und ich darf auf diesem Balle nicht fehlen! sagte die Marquise leise, wie zu sich selber, indem sie gedankenvoll vor sich hin starrte. Nein, ich darf nicht fehlen, ohne die Gnade des Königs auf immer zu verscherzen! Se. Majestät giebt diesen Ball der Her-

zogin zu Ehren! Er liebt sie, und er würde es nie verzeihen, wenn an diesem Ehrentage seiner Geliebten eine einzige Dame seines Hofes fehlte! Ich muß, ja ich muß auf diesem Ball erscheinen!

La Chaise nahm ihre Hand, und zog sie an seine Lippen. Die Marquise erschrack, sie hatte in der That ganz vergessen, daß La Chaise da war.

Was wollt Ihr noch immer hier? fragte sie unmuthig, und entzog ihm ihre Hand.

Ich sagte es Euch schon, rief er leidenschaftlich, ich will Euch erretten von dem Unglück, welches Euch zu bedrohen scheint, oder ich will für Euch sterben!

Ah, Ihr seid albern! sagte die Marquise achselzuckend, und ohne ihn zu beachten, im Zimmer auf und nieder gehend, fuhr sie leise fort: mein Gott, welche Thörin war ich aber auch, nicht zu bedenken, daß noch in diesem Monat der Geburtstag der Herzogin fällt! Ah, wie sie Alle eilen werden, auf diesem Balle zu erscheinen, wie sie Alle in ihren herrlichsten Staatskleidern und mit ihrem köstlichsten Schmucke einherstolziren werden. Und zu denken, daß ich, welche die schönsten Brillanten und den glänzendsten Schmuck von allen Damen des Hofes hat, daß ich erscheinen

soll ohne Schmuck! Aber dies ist unmöglich, ganz unmöglich!

Und die Marquise stampfte ungeduldig mit ihren kleinen Füßen auf den Teppich und preßte die Lippen zusammen vor Schmerz und Zorn.

Ah, Ihr werdet strahlen wie eine Juno, rief La Chaise. Ganz Paris spricht davon, daß die Marquise Chatillon einen Brillantschmuck besitzt, welcher mit dem der Königin rivalisiren kann. Diese neidischen Gräfinnen und Herzoginnen werden die Gelbsucht bekommen, wenn sie Euch in dem Strahlenglanze Eurer Schönheit und Eurer Brillanten sehen werden!

Aber das ist's ja eben! schrie die Marquise außer sich. Ich werde ohne meine Brillanten erscheinen müssen! Das ist's ja eben, daß ich meinen Schmuck versetzt habe, und er erst am ersten December eingelöst wird, während der Hofball schon am achtundzwanzigsten November statt findet!

Und die Marquise bedeckte sich mit den Händen das Gesicht und schluchzte laut. —

La Chaise's Lippen umzog ein leises, verächtliches Lächeln, er blickte auf die Marquise mit dem Ausdruck eines Tigers, welcher seiner Beute sicher ist,

und nur noch sich weidet an ihrem Anblick, bevor er sie zerreißt.

Jetzt ist sie mein, dachte er, indem er sich erhob, und mit unhörbaren Schritten über den Teppich hinging. — Die Marquise hatte sich noch immer das Gesicht verhüllt und weinte. La Chaise stand an der Portière, welche in das Vorzimmer führte; mit einem unbeschreiblichen Ausdruck des Hasses, der Verachtung und zugleich der Leidenschaft blickte er auf die Marquise hin.

Ich werde sie demüthigen, dachte er, ich werde Rache nehmen an ihrem Uebermuth und ihrer Nichtachtung. Ich werde der Herr und Gebieter dieser stolzen Schönheit sein! Lebewohl, stolze Gebieterin, wenn Du mich wieder siehst, werde ich Dich zu meiner Sclavin machen!

Und mit einem Lächeln des Triumphes schlug La Chaise den Vorhang zurück und trat in das Vorzimmer.

Dort fand er, wie zufällig, die erste Kammerfrau der Marquise, die junge und hübsche Rosabella. Er fand sie freilich, wie zufällig, in der That aber hatte

er ihr, während sie vorhin die Haare der Marquise flocht, ein Zeichen gegeben, ihn hier zu erwarten.

Nichts Neues? fragte La Chaise, indem er zu dem reizenden Mädchen heran trat, und sie leicht auf die Schulter küßte.

Es war gestern Abend große Versammlung der Verschwornen, sagte Rosabella. Der Prinz und die Marquise präsidirten.

Und weißt Du, was sie beschlossen haben?

Nein, noch nicht! Aber ich werde es heute noch erfahren, denn sicher kommt heute noch der Prinz, und Ricconet wird ihn, wie immer, begleiten!

Und dieser Kammerdiener Ricconet hat kein Geheimniß vor Dir? fragte La Chaise, indem er das Mädchen umarmte.

Wie sollte er, fragte sie, da er mein Geliebter ist? Er hat sich gestern eine Busennadel gewünscht, und wenn ich ihm die schenken könnte, dann wäre ich seiner für immer gewiß, und er würde mir nichts verschweigen.

La Chaise drückte ihr einige Goldstücke in die Hand. Da hast Du Geld zu einer Busennadel, sagte er. Ah,

wie würde ich diese Nadel beneiden, wenn sie bestimmt wäre, auf diesem schönen Busen zu ruhen!

Ihr seid zu wild! flüsterte Rosabella, indem sie sich loszumachen suchte. Wenn man uns überraschte!

Es ist wahr! sagte La Chaise, wenn man uns überraschte! Aber sage mir Rosabella, wie hoch beläuft sich die Summe, für welche die Marquise ihre Brillanten versetzt hat?

Tausend Pistolen!

Ah, tausend Pistolen! Und noch Eins, wie nannte mich doch die Marquise, als sie jüngst mit dem Prinzen von mir sprach?

Rosabella sagte lachend: Sie nannte Euch einen homme sans consequence!

Richtig, so war es! rief La Chaise, anscheinend heiter, und grüßte Rosabella zum Abschied.

Nun, beim allmächtigen Gott, dachte La Chaise, als er hinaus trat auf die Straße, dieses übermüthige Weib soll erfahren, was dieser homme sans consequence vermag! Ich werde mich rächen!

VII.

Sultan oder Jesuit?

Die schöne Marquise Chatillon hatte endlich ihre Thränen getrocknet, weil sie sich noch zur rechten Zeit erinnerte, daß das Weinen jedenfalls das Feuer ihrer Augen ein wenig trüben könne, und daß selbst, wenn sie nicht auf dem Hofballe erscheinen könne, sie doch nicht ganz mit dem Leben brechen und ihre Schönheit zerstören wolle. Sie hatte also aufgehört zu weinen, aber sie war noch immer tief betrübt und kummervoll, und ihre lebhafte Phantasie malte ihr alle die möglichen Schrecknisse vor, die aus diesem Nichtbesuchen des Hofballs für sie entstehen mußten. Der König, dachte sie, würde es ihr natürlich nie verzeihen, auf diesem Feste zu fehlen, er würde darin eine Beleidigung seiner gefeierten Herzogin sehen, und dennoch war es unmöglich an diesem Gallafeste ohne ihren bekann-

ten und oft beneideten Brillantschmuck zu erscheinen, denn dies würde wieder als eine Nichtachtung, als ein Verstoß gegen die Etiquette ausgelegt werden!

Die Marquise war sehr trostlos, und in kummervoller Resignation die Hände faltend, sagte sie mit vor Wehmuth zitternder Stimme: ich werde also mich entschließen müssen, krank zu sein, und damit diese Krankheit nicht zu überraschend und gleichsam nur als ein Vorwand erscheine, muß ich heute schon krank und leidend werden! Ach, ich muß nun also mindestens sechs Tage im Bette hinbringen! Mein Gott, wie langweilig ist dies! Und dennoch muß es so sein!

Und da es in der That kein anderes Auskunftsmittel gab, schellte die Marquise ihren Kammerfrauen, und befahl mit matter versagender Stimme, sie auf ihr Lager zu tragen, und sofort nach ihren Ärzten zu senden.

Dann sank sie in einer Art Erstarrung zusammen, und die angstvollen, erschreckten Dienerinnen hatten Mühe diese bewegungslose Gestalt auf das Lager zu schaffen. —

Man rief die Ärzte, und diese gelehrten Männer der Wissenschaft erklärten mit feierlichem Kopfschütteln,

die Frau Marquise sei sehr krank, ja ihr Leben schwebe in größter Gefahr, und nur ihrer Kunst allein möge es noch gelingen, die edle Dame vom Tode zu erretten. —

Indeß hatte man nach dem Prinzen gesandt, und dieser war gekommen, und warf sich verzweifelnd und laut jammernd neben dem Lager nieder, auf welchem seine schöne Geliebte bleich und noch immer bewegungslos dalag. — Aber als er ihre Hand ergriff und sie mit Küssen bedeckte, stieß die Marquise einen lauten Schmerzensschrei aus, und die Ärzte beschworen daher den Prinzen der armen Leidenden Ruhe zu gönnen, und nicht durch die lauten Ausbrüche seines Schmerzes die Gefahr, in welcher die Marquise schwebte, noch zu vergrößern.

Ruhe, und ununterbrochene Stille sei das erste Bedingniß einer möglichen, aber immer noch zweifelhaften Rettung, sagten sie, und der arme Condé, nicht im Stande seinem Schmerze Schweigen aufzuerlegen, entschloß sich daher in seinen Palast zurückzukehren, indem er befahl, ihm jede Stunde Nachricht zu senden von dem Befinden seiner Geliebten.

Bald herrschte eine lautlose Stille in den Gemächern

der Marquise; die Kranke schien zu schlummern und die Ärzte zogen sich zurück, indem sie Arzeneien und Medicamente allerlei Art verordnet hatten.

Rosabella saß aufhorchend, und mit ängstlichen Blicken ihre Gebieterin beobachtend, an deren Lager. Plötzlich richtete die Marquise sich auf, und als sie sah, daß sie mit ihrer vertrauten Dienerin allein war, brach sie in ein lautes, spöttisches Lachen aus.

Nun, Rosabella, sagte sie, daß ich im Stande war, diese gelehrten Herrn Ärzte und den armen Prinzen zu täuschen, das ist es nicht, was mich wundert. Aber, daß auch Du mich im Ernste für eine Kranke nahmst, das beweist mir, daß ich eine sehr geschickte Künstlerin bin, und selbst der so berühmten Truppe des jungen Herrn Molière Ehre machen könnte!

Ah, wenn dies wirklich nur eine Comödie war, rief Rosabella lachend, dann haben Sie gespielt, wie eine Göttin, gnädigste Marquise!

Und ich werde noch sechs Tage so spielen müssen! seufzte die Marquise, und setzte dann ihrer Kammerfrau die Gründe ihrer gezwungenen Krankheit auseinander.

Rosabella mußte freilich eingestehen, daß die Mar-

quise das beste Theil erwählt habe, aber indem sie es für zweckdienlich erkannte, die ganze Welt zu täuschen, konnte sie sich doch des Mitleids nicht erwehren mit dem armen, kummervollen Prinzen Condé.

Ihn sollten Ew. Gnaden wenigstens trösten, indem sie ihn in Ihr Vertrauen ziehen! bat Rosabella.

Nein, sagte die Marquise trotzig, gerade er muß an meine Krankheit glauben, und sein Kummer wird am besten die Welt überzeugen, daß es Ernst ist mit meiner Krankheit. Man weiß, daß der edle Condé keiner Verstellung fähig ist! Überdies hat er auch diese kleine Strafe verdient, denn er allein trägt ja die Schuld, daß ich, statt auf dem Hofballe zu erscheinen, diese langen, trostlosen Tage hier im Bette hinbringen muß! Bah, ein Prinz, und ist nicht einmal in jeder Stunde Herr über tausend Pistolen! Das verdient eine Strafe!

In diesem Augenblick erschien eine der Kammerfrauen, und winkte Rosabellen mit wichtiger Miene in das Vorzimmer zu kommen.

Rosabella verließ das Gemach, und kehrte dann mit einem Briefe zurück.

Ah, gewiß eine zärtliche Epistel meines unglücklichen Condé! rief die Marquise!

Nein, Ew. Gnaden. Es ist ein sehr räthselhafter Brief. Niemand kennt die Livree des Lakayen, der ihn gebracht hat, Niemand hat ihn jemals im Vorzimmer der gnädigen Frau gesehen. Er hatte aber durchaus verlangt, den Brief nur in meine Hände niederzulegen, und als er ihn mir übergeben, entfernte er sich schnell, und ohne ein Wort zu sagen, oder eine Antwort zu begehren.

Das ist räthselhaft, in der That! sagte die Marquise. An wen ist denn der Brief?

Er hat keine Adresse!

So öffne ihn und lies!

Rosabella zerbrach das Siegel, und nachdem sie den Brief entfaltet, las sie:

„Ein Freund und zärtlicher Anbeter der Marquise kennt den Kummer, welcher in diesem Augenblick das Herz der schönsten Dame von Paris bedrückt, und indem er ihn kennt, will er versuchen, ihn zu heilen. Ein Kuß von Heloisens schönen Lippen ist mehr werth, als tausend Pistolen.“

Die Marquise stieß einen Freudenschrei aus, und

indem sie rasch von ihrem Schmerzenslager sich erhob, entriß sie mit einer ungestümen Bewegung Rosabellen das Papier, und überflog es mit Freude strahlenden Blicken. Als sie bis zu der Stelle gelangt war, wo Rosabella aufgehört hatte zu lesen, las sie weiter:

„Wenn die Marquise statt eines Kusses sich tausend Pistolen einlösen will, so öffne sie sogleich das Fenster, und klopfe dreimal laut und deutlich in ihre kleinen entzückenden Hände. Zu gleicher Zeit aber lasse sie von Rosabellen die Thüre öffnen, welche zur geheimen Treppe führt, und ferner auch die Pforte, welche von dieser Treppe auf die Straße geht.

Vor dieser Pforte harrt ein Freund auf das Zeichen, das ihm den Himmel öffnen soll, und zugleich ihm beweist, daß die schöne Marquise gnadenvoll dies unbedeutende Geschenk von tausend Pistolen annimmt.“ —

Ah, dies muß ein Nabob sein! rief die Marquise. Tausend Pistolen, das nennt er ein unbedeutendes Geschenk!

Und weiter enthält der Brief nichts? fragte Rosabella.

Weiter nichts! Aber dies ist vollkommen genug!

rief die Marquise, und ihre Augen flammten vor Freude und Lust.

Öffne die Thüren, Rosabella, schnell, laß uns keine Zeit verlieren, dieser Nabob möchte ungeduldig werden!

Und die Marquise näherte sich dem Fenster, um es zu öffnen. Aber Rosabella hielt sie zurück.

Um Gottes willen, sagte sie, zitternd vor Angst, um Gottes willen, thut dies nicht! Mein Himmel, es können ja Räuber sein, welche auf diese Weise uns überfallen und ausplündern wollen!

Ah, bah, Räuber! rief die Marquise, welcher die Aussicht auf die tausend Pistolen einen kühnen Muth verliehen hatte. Räuber! Nein, nein, nur irgend ein sehr hoher, und sehr reicher Freund kann ahnen, was mich jetzt bedrückt! Woher sollten Diebe und Räuber wissen, daß ich eben dieser tausend Pistolen bedarf? Geh also schnell und öffne. Sobald Du wieder hier bist, werde ich das Zeichen geben!

Aber darf ich nicht mindestens einen der Lakayen mit mir nehmen? Mein Gott, wenn es nun Räuber sind, die über mich herstürzen, sobald ich die Thüre öffne!

Unsinn! rief die Marquise, vor Ungeduld mit den

Füßen stampfend. Du gehst, und befolgst meine Befehle!

Rosabella seufzte, aber sie wagte nicht länger noch zu widersprechen, und indem sie an einer der goldenen Rosetten drückte, welche hier und da an der Wand angebracht waren, öffnete sich eine verborgene Thür, und man sah durch dieselbe in ein dunkles kleines Vorzimmer, von welchem eine mit Teppichen belegte Treppe hinab ging zu der kleinen Pforte, die auf die Straße führte.

Ich muß also diesen Gang unternehmen! seufzte Rosabella, und rannte, wie ein gescheuchtes Reh die Wendeltreppe hinab. Die horchende Marquise hörte, wie sie die Riegel unten zurückschob, und die Pforte leise aufklinkte.

Einige Secunden später stürzte Rosabella bleich und athemlos wieder in das Zimmer.

Es ist geschehen! sagte sie, und jetzt mögen die Räuber kommen! Ich sterbe, meiner Gebieterin getreu!

Aber die Marquise achtete nicht auf sie. Mit rascher Hand schob sie einen Fensterflügel zurück, und sich weit hinaus lehnend über die Brüstung, klatschte sie drei

Mal laut in die Hände. Sofort hörte man von der Straße herauf ein gleiches dreimaliges Händeklatschen.

Er hat geantwortet auf mein Signal! sagte die Marquise, indem sie das Fenster schloß.

Eine athemlose, erwartungsvolle Stille trat ein.

Jetzt vernahm man auf der Treppe ein leises Geräusch.

Rosabella lag auf ihren Knieen und betete vor Angst. Selbst die Marquise zitterte ein wenig.

Das Geräusch näherte sich, man hörte deutlich Schritte auf der Treppe, — und plötzlich standen zwei männliche Gestalten auf der obersten Stufe. Sie trugen die reiche und glänzende Tracht türkischer Sclaven, silberdurchwirkte Turbane bedeckten ihre Häupter, seidene Masken verhüllten das Angesicht, und selbst Rosabella begann Vergnügen zu finden an diesem seltsamen Anblick.

Jetzt näherten sich die beiden Türken dem Zimmer, und tiefgebeugt zu der Marquise hinschreitend, ließen sie sich ehrfurchtsvoll auf ein Knie vor ihr nieder. Dann, nachdem sie den Saum ihres Kleides geküßt, setzte Jeder von ihnen einen Beutel mit klingendem Geld zu ihren Füßen nieder.

Die Marquise lächelte anmuthsvoll, die beiden Sclaven erhoben sich, und traten demüthig, die Hände über der Brust gekreuzt, gesenkten Hauptes, bei Seite.

Abermals näherten sich Schritte, und abermals kamen zwei türkische Sclaven, genau gekleidet, wie die Vorigen, und abermals setzten sie zwei Beutel mit klingendem Gelde zu den Füßen der Marquise nieder, und traten demuthsvoll bei Seite, um wieder neuen Sclaven Platz zu machen.

Zehn Sclaven waren jetzt schon gekommen, sie standen in zwei Reihen getheilt, mit über der Brust gekreuzten Armen und gesenkten Hauptes an den beiden Seiten der geheimen Thür.

Zehn Beutel mit klingendem Gelde lagen zu den Füßen der Marquise, und die Marquise lächelte in seliger Verklärung, während Rosabella, noch immer auf den Knieen liegend, mit weit aufgerissenen Augen dieses seltsame Schauspiel betrachtete *).

Wieder vernahm man jetzt Geräusch auf der Treppe.

*) Vie du Père la Chaise. Vol. III. — L'histoire amoureuse de Gaules, Vol. I., contenant l'histoire de Madame d'Olonne et de la Marquise de Chatillon.

Die zehn Sclaven stürzten zur Erde, mit gekreuzten Armen, und mit dem Gesicht den Fußboden berührend.

Und jetzt erschien in der Thüre eine hohe männliche Gestalt in der reichsten, türkischen Kleidung. An dem golddurchwirkten Turban blitzte eine Agraffe von Brillanten, ein reich mit Edelsteinen verzierter Dolch steckte in dem golddurchwirkten Gürtel, von welchem ein gleichfalls mit Juwelen besetzter türkischer Säbel herniederhing und klirrend den Boden berührte. Es war eine sehr schöne, sehr prachtvolle Erscheinung, und die Marquise fühlte in diesem Augenblick, daß sie sogar willig einen dieser zehn Beutel, welche zu ihren Füßen lagen, darum geben würde, wenn sie das Antlitz dieses wundervollen, räthselhaften Fremden dafür sehen könne. Aber dieses Antlitz war verhüllt von einer seidenen Maske, und sie sah nichts als zwei große Augen, deren brennende Blicke auf die Marquise gerichtet waren.

Der Türke sagte einige schnelle, fremde Worte zu den knieenden Sclaven. Sofort erhoben sich diese, und verließen mit ehrfurchtsvoller Verneigung das Zimmer. Bald verhallten ihre Schritte auf der Treppe,

und man hörte deutlich, wie sie die Pforte unten öffneten und den Palast verließen.

Der Fremde winkte Rosabellen, indem er in gebieterischem Tone sagte: „schließe die Pforten."

Das junge Mädchen eilte diesem Befehl zu genügen. Der Fremde blieb schweigend in der geöffneten Thüre stehen, bis Rosabella zurückkehrte.

Jetzt fort mit Dir! Laß uns allein! befahl er dann, indem er selbst die geheime Pforte schloß. — Rosabella blickte zweifelnd auf die Marquise, und da diese schweigend den Befehl des Fremden bestätigte, verließ Rosabella das Gemach.

Die Marquise stand noch immer sprachlos, wie in einem Traum befangen.

Der Fremde näherte sich ihr, und indem er ein Knie vor ihr beugte, drückte er seine Lippen auf diese Hand, welche ihm willenlos überlassen ward.

Dann sprach er zu ihr Worte der Leidenschaft und des Entzückens.

Sie klangen der Marquise, wie Musik, und während er sprach, dachte sie daran, daß sie nun nicht verdammt sein würde, sechs ewig lange Tage die Kranke zu spielen, sondern daß sie in dem ganzen Glanze

ihres köstlichen Schmuckes beim Feste des Königs erscheinen würde. Dann verglich sie im Geiste diesen wunderthätigen, freigebigen Fremden mit dem Prinzen Condé, und als sie die zehn gefüllten Beutel betrachtete, welche zu ihren Füßen lagen, mußte sie sich gestehen, daß der Prinz an Großmuth und Liebenswürdigkeit durchaus nicht diesem Fremden gleiche, welcher tausend Pistolen hingab für einen Kuß von ihr!

Als er sie jetzt um diesen Kuß bat, reichte sie ihm mit einem köstlichen Lächeln ihre frische Lippen dar, und er zog sie stürmisch an sein Herz. — —

Wirst Du mich lieben? fragte er nach einer langen Pause.

Ich werde Dich lieben! sagte sie zärtlich.

Und willst Du mir schwören, Dein Wort zu halten, und niemals diese Maske zu berühren, welche mein Antlitz bedeckt?

Ich schwöre es! Ich werde Deine Liebe in Deinen Augen lesen, und das ist mir genug!

Arm in Arm sanken sie auf den Divan nieder. Es war ein süßes Geflüster, ein zärtliches Gekose, und die Marquise gestand sich, daß sie niemals so begei-

sterte Dythiramben der Liebe vernommen, niemals ein so leidenschaftliches Entzücken gesehen habe.

Sie war ganz bezaubert, ganz hingerissen.

Und werde ich Dich wiedersehen? fragte sie, als er nach langen, köstlichen Stunden des Glückes aufbrach, um sie zu verlassen.

In zwei Tagen, genau um diese Stunde bin ich wieder bei Dir! Horche auf das Zeichen!

Und er küßte sie, und verschwand dann hinter der geheimen Thür.

Die Marquise sank seufzend in die Kissen des Divans zurück. —

Und in zwei Tagen kehrte der geheimnißvolle Fremde wieder, und abermals schritten ihm zehn Sclaven mit zehn gefüllten Geldbeuteln voran, und legten das klingende Geld zu den Füßen der Marquise nieder.

Sie war ganz berauscht von Glück, sie war entzückt diesen Fremden wieder zu sehen, der mit seinem Golde, und seiner geheimnißvollen Erscheinung, mit seinen Liebesworten, und seinen glühenden Blicken ihre ganze Seele, ihr ganzes Dasein überwunden und sich zu eigen gemacht hatte. — Sie liebte ihn grenzenlos, sie träumte, sie dachte nichts als ihn, und zum ersten

Male fühlte sich ihr kaltes Herz erwärmt von dem Strahl der Liebe!

Als im Verlauf des nächsten Tages La Chaise kam, fand er die Marquise wie umgewandelt. Sie war träumerisch, still und unendlich sanft und milde. Doch blitzte in ihren großen, schwimmenden Augen ein schwärmerisches, sehnsüchtiges Feuer, und ihre Lippen, die wie zwei Purpurrosen glühten, umspielte ein stolzes, seliges Lächeln. — Aber sie war schweigsam und sinnend, es machte ihr nicht mehr Vergnügen diesen armen Pater, welcher sie liebte, zu quälen, — weil sie liebte, hatte sie aufgehört, eine Coquette zu sein.

Und zu denken, daß dieses Alles das Werk ist dieses homme sans consquence! sagte er, als er sie verlassen, und sinnend das Vorzimmer durchschritt.

Rosabella erwartete ihn hier, wie immer.

Nun, sagte er, hat Ricconet die Busennadel bekommen, und gebeichtet?

Er hat gebeichtet! Es ist eine fürchterliche Verschwörung. Hören Sie nur!

Und Rosabella neigte sich an La Chaise's Ohr und sprach lange und eifrig zu ihm.

Es stimmt Alles genau überein mit dem, was die

Marquise dem Türken von dieser Sache anvertraut! sagte La Chaise sinnend, als Rosabella schwieg.

Dem Türken? Sie kennen also diesen Türken?

Ja, ich kenne ihn. Doch still davon! Du darfst dies Niemand verrathen! Aber sagtest Du mir nicht, daß Ricconet Dich zu heirathen versprochen, wenn Du ihm eine Aussteuer von fünftausend Francs brächtest?

Ja, so ist es!

Jetzt merke wohl auf, mein Kind. Übermorgen werde ich Dir einen Brief bringen! Den giebst Du in Condé's Hände, und wenn Du dies geschickt gemacht, sind fünftausend Francs Dein!

Und La Chaise entzog sich Rosabellen's Danksagungen, indem er die Stiegen hinunter eilte, und den Palast der Marquise verließ.

VIII.

Rache!

Drei Tage später begab sich folgende Scene in dem Palaste der Marquise Chatillon.

Es war in dem Schlafgemach der Marquise. Das Zimmer war leer. Eine Ampel, welche von der Decke herniederhing, beleuchtete dasselbe mit mattem Dämmerlicht und goß einen magischen Schein über dieses Ruhebette von strohgelbem Atlas, das so oft die schöne Gestalt der Marquise getragen. Die Portière ward zurückgeschoben, und vorsichtig und spähend umher schauend, erschien Rosabella. Rasch das Gemach durcheilend, drückte sie an der kleinen Rosette in der Wand, und die geheime Thür öffnete sich.

Ein Mann erschien hinter derselben, Gestalt und Antlitz verhüllt in einem langen schwarzen Mantel.

Rosabella verneigte sich vor ihm, und der Mann

erwiderte, indem er eintrat und die Thüre in's Schloß drückte, mit einem leichten Kopfnicken ihren ehrerbietigen Gruß.

Ew. Gnaden haben mein Billet erhalten? fragte das Mädchen.

Ich habe es! Und deshalb bin ich hier! Der Hofball ist beendet, sie wird gleich kommen, verbirg mich also!

Rosabella schlug die faltigen, schweren Vorhänge zurück, welche das Bette der Marquise umgaben, und der Mann trat hinter dieselben. Das Mädchen prüfte, ob nichts die Gegenwart dieses Fremden verriethe, sie schlug den Vorhang halb zurück und ordnete ihn in dichtern Falten um die Gestalt des Verhüllten.

Jetzt vernahm man das Rollen eines Wagens. Rosabella stürzte von dem Vorhang weg und hob die Portière zurück, um die Marquise zu empfangen, welche so eben vom Hofballe heimkehrte.

Sie trat ein, diese schöne Heloise von Chatillon, und indem sie lächelnd ihrer Dienerin zunickte, eilte sie zum Fenster hin und horchte.

Nichts ließ sich vernehmen.

Rosabella näherte sich ihrer Gebieterin und fragte, ob sie dieselbe entkleiden dürfe.

Nein, sagte die Marquise, ich will, daß er mich heute in diesem Schmucke sehe, den tragen zu können ich ihm verdanke! Was kümmern mich alle diese Beifallsbezeugungen und alle diese Bewunderung, welche man mir heute Abend gespendet! Er soll mich schön finden, das ist Alles!

Aber der Prinz wird Euch auch schön gefunden haben, gnädigste Marquise?

Ach, was kümmert mich der Prinz! Freilich, er war ganz außer sich, der gute Narr! Aber horch, hörst Du nichts? Ja wohl, es ist sein Zeichen!

Die Marquise öffnete das Fenster und klatschte dreimal in die Hände.

Oeffne! befahl sie Rosabellen, welche sofort hinter der geheimen Thür verschwand.

Er kommt, er kommt! jubelte die Marquise. Oh mein Gott, wie lieb' ich ihn!

Und als sie auf der Treppe seinen leichten elastischen Schritt zu vernehmen glaubte, eilte sie selbst, die Thüre zu öffnen.

Aber es war nur Rosabella.

Er kommt doch? fragte die Marquise.

Ja, seine Sclaven sind schon auf der Treppe!

Und Rosabella zog sich in das Vorzimmer zurück.

Die Sclaven kamen und verneigten sich vor der Marquise. Aber diesmal brachten sie keine Beutel mit Gold, sondern Jeder hielt ein blinkendes Schwerdt in seiner Hand, und stellte sich mit demselben neben der Eingangsthür hin.

Und jetzt erschien ihr Herr, der räthselhafte Geliebte Heloisens, auf der Schwelle.

Schweigend winkte er den Sclaven, die sofort das Gemach verließen und in das kleine dunkle Vorzimmer der geheimen Treppe zurücktraten.

Dann eilte der Türke zu der Marquise hin, und indem er ein Knie vor ihr beugte, sagte er: Du gleichst in diesem Schmuck der Göttin der Nacht, Heloise, tausend Sterne umleuchten Dich! Ich bete Dich an, meine Göttin!

Wenn ich die Nacht bin, so bist Du mein Mond. Ohne Dich ist Alles um mich her trübe und finster! sagte sie.

Du liebst mich also? fragte er, und zog sie zu dem Divan hin.

Und die Marquise betheuerte mit glühenden Schwüren ihre unwandelbare Liebe.

Aber der Prinz? fragte ihr Geliebter. Weißt Du, ich bin eifersüchtig auf diesen Prinzen!

Ah, eifersüchtig auf Condé, sagte die Marquise mit einem grausamen Lachen. Was kümmert mich dieser Condé? Was ist er mir je gewesen? Ich habe seine Liebe geduldet und sie benutzt, weiter nichts! Dich aber liebe ich!

Ohne mein Antlitz gesehen zu haben?

Ja, ich liebe Dich, Dich allein! Was kümmert mich Dein Antlitz! Und wärst Du häßlich, wie die Nacht, ich würde Dich dennoch lieben, wie meinen Gott und meinen König!

Ein lautes, spöttisches Lachen tönte von des Fremden Lippen, — er stieß diese zärtliche, schöne Marquise, welche sich eben an ihn schmiegte, unsanft von sich, und stand stolz, die Arme ineinanderlegend, vor ihr da.

Du bist eine Lügnerin! sagte er rauh. Dieselbe Liebe, welche Du mir heute schwörst, hast Du gestern dem Prinzen geschworen!

Nein, nein! schrie sie, und stürzte zu ihm hin. Ich

habe nichts geschworen, ich liebe nur Dich! Wer Du auch seiest, Gott oder Teufel, ich liebe nur Dich!

Der Fremde schlug den Vorhang zurück, welcher die Gestalt des Unbekannten verhüllte.

Sie haben gehört, mein Prinz? fragte er in spöttischem Ton.

Ich habe Alles gehört! sagte Condé, indem er vortrat und mit zornblitzenden Augen sich der Marquise gegenüber stellte. Ich habe Alles gehört und ich weiß jetzt, was ich niemals glauben wollte. Die Marquise Chatillon ist eine kalte, herzlose Coquette, deren Liebe und deren Ehre käuflich ist! Ich danke Ihnen, mein Herr, Sie haben mich von der Schande befreit, eine ehrlose Buhlerin zu lieben!

Die Marquise war auf das Ruhebette gesunken und verbarg zitternd ihr Haupt in den Kissen.

Blicke empor! befahl der Fremde. Richte Dein Auge auf, damit Du mein Antlitz sehen kannst, das Antlitz dessen, den Du so sehr liebst!

Die Marquise, unwillkührlich diesem Befehle folgend, richtete sich empor.

Der Prinz Condé war auf einen Sessel gesunken und hatte sich das Gesicht verhüllt, der Sieger von

Rokroy weinte um eine seit zehn Jahren genährte heilige und treue Liebe, — der Stern seines Lebens war hinabgesunken in den Schmutz der Erdenwelt!

Heloise, sagte der Fremde noch einmal, Du sollst jetzt das Antlitz Dessen sehen, den Du liebst!

Und mit einer raschen Bewegung Kaftan und Turban von sich werfend, zeigte sich unter dieser glänzenden Tracht das schwarze Gewand eines Priesters.

Die Maske fiel, — und unter derselben sah man das stolze und spöttische Angesicht La Chaise's.

La Chaise! schrie die Marquise.

Ja, sagte er, es ist La Chaise, dieser arme, verächtliche Priester, dieses Spielwerk der edlen Marquise Chatillon. Dieser homme sans consequence, der nicht mehr bedeutete, als der Papagey, welchen man gelehrt, Worte der Zärtlichkeit zu sprechen. Es ist La Chaise, welchem die Marquise sich verkauft hat, und der ihr jetzt den Rücken wendet, weil er sie verachtet!

Aber dies ist abscheulich! schrie die Marquise. Ein elender Priester wagt es, mich zu verhöhnen!

Sie stürzte zu dem Prinzen hin, und seine Knie umklammernd, rief sie: Condé, mein Freund, mein

Geliebter, rette mich vor diesem Jesuiten. Räche mich an diesem Priester, und ich schwöre, Dich, und nur Dich allein zu lieben!

Der Prinz stieß sie zurück, — seine Thränen waren versiegt, er war wieder ein Mann geworden.

Ich mag Ihre Liebe nicht! sagte er, sich aufrichtend. Sie ist mir zu wohlfeil und zu theuer!

Ein Kuß kostet tausend Pistolen! rief La Chaise spöttisch und sich mit ironischer Ehrfurcht vor der Marquise verneigend, fuhr er fort: ich danke Ihnen, Gnädigste, für diese köstlichen Stunden des Glückes, die Sie mir geschenkt. Die Erinnerung an dieselben sei Ihre Beschämung und meine Rache! Ah, die stolze, schöne Marquise Chatillon hat einen unbekannten, kleinen Priester geliebt, und sich täuschen lassen von dieser lächerlichen Maske, welche er angenommen! Ah, was wird Hof und Stadt von dieser allerliebsten Geschichte sagen! Wie viel wird man nicht darüber zu lachen und zu witzeln wissen! Ich werde Ihnen einen cavaliermäßigen Ruf verdanken, Gnädigste.

Mein Herr, sagte Condé stolz, ich befehle Ihnen über die Begebenheiten dieser Nacht ein unverbrüchliches Schweigen zu bewahren. Man soll es nicht

wagen, meinen Namen bei dieser lächerlichen Comödie zu nennen!

Niemand hat mir Befehle zu ertheilen, als der General meines Ordens! rief La Chaise stolz. Niemand bin ich Rechenschaft schuldig, als ihm und dem Cardinal Mazarin!

Mazarin! schrieen die Marquise und der Prinz.

Ja, Mazarin! sagte La Chaise ruhig. Mazarin, welchen ich verehre, als meinen Freund! Mazarin, welcher bedroht ist von verruchter Mörderhand, und dessen Leben in dieser Stunde an einem Haare schwebte.

Wir sind verloren! schrie die Marquise.

Der Prinz sogar erbleichte.

La Chaise beobachtete Beide mit stolzen, triumphirenden Blicken.

Beruhigen Sie Sich, sagte er, mein Gott, wer hätte glauben sollen, daß Sie Beide den Cardinal so sehr lieben, daß Sie zittern, wenn eine Gefahr ihn bedroht! Beruhigen Sie Sich! Gottes Auge wacht über seinem gesegneten Diener, der Cardinal ist gerettet durch mich und durch Sie, Marquise, denn Sie waren es, welche mich zum Vertrauten dieser Verschwörung gemacht!

Sie waren also ein Spion, eine elende Creatur des Cardinals, schrie Condé wüthend. Ich werde Sie züchtigen, wie man einen Buben züchtigt.

Er erhob die Hand gegen La Chaise.

Wagen Sie es nicht! rief dieser stolz, und sein flammendes Auge schien den Prinzen durchbohren zu wollen.

Wagen Sie es nicht, oder Sie sind verloren!

Und zu der geheimen Thüre tretend, drückte er an der Rosette.

Die Pforte öffnete sich, und schweigend, mit geschultertem Schwerdte traten die zehn Begleiter La Chaise's herein.

Sie sehen, ich bin gut bewaffnet und bewacht, sagte La Chaise. Der Cardinal wacht über seinem getreuen Diener!

Mein Prinz, fuhr er dann leiser fort, der Cardinal grüßt Sie durch meinen Mund! Er will es nicht glauben, daß Ew. Gnaden in diese mörderische Verschwörung verwickelt waren, er will es nicht glauben, daß Sie wußten um dieses Unternehmen Ihres Kammerdieners Ricconet, den man in dieser Stunde

verhaftet hat, und der eines Mordversuchs gegen den Cardinal geständig ist.

Se. Eminenz, der Cardinal ist von jeher ein Ungläubiger gewesen! sagte Condé, der selbst in diesem Augenblicke der Gefahr seinen kühnen Muth nicht verlor. Vielleicht wird es mir einmal später gelingen, ihn zum Glauben zu bekehren. Diesmal aber danke ich ihm seinen Unglauben, wie ich Ihnen danke für diese Enttäuschung. Ich danke Ihnen für die Enttäuschung, aber für die Beschämung werde ich mich zu rächen wissen! Von heute an haben Sie an mir einen unversöhnlichen Feind!

Und mit einem stolzen Kopfnicken wandte Condé sich um, und verließ das Gemach.

Mein Gott, er verläßt mich! kreischte die Marquise, er läßt mich allein!

Nicht allein! sagte La Chaise, der homme sans consequence hat die Ehre neben Euch zu sein!

Dann sich an die Soldaten wendend, sagte er: Thun Sie jetzt Ihre Pflicht!

Die zehn Soldaten rissen ihre Masken ab, und die Marquise erkannte in ihnen zehn der tapfersten Officiere von der Leibgarde des Cardinals.

Im Namen des Königs! Sie sind unsere Gefangene! sagte ihr Anführer, indem er sich der Marquise näherte.

Welcher Schuld klagt man mich an? fragte sie zitternd.

Des Hochverraths gegen Frankreich! sagte La Chaise. Ricconet ist verhaftet, er nennt Euch, Marquise, und den Marschall d'Houdincourt seine Mitschuldigen.

Ich bin verloren! seufzte die Marquise, und sank ohnmächtig zusammen.

In diesem Augenblick stürzte Rosabella bleich, athemlos in das Gemach.

Ricconet, mein Geliebter, ist verhaftet, und ich bin seine Mörderin! schrie sie, und sich vor La Chaise niederwerfend, erhob sie flehend die Arme zu ihm.

Rettet ihn, rettet Ricconet! schrie sie. Ihr verspracht mir, ihn zu schonen, und jetzt laßt Ihr den Prinzen fort, und wollt statt seiner nur Rache nehmen an seinem Diener. Oh, mein Gott, mein Gott, Gnade für Ricconet, ich kann nicht seine Mörderin sein!

Du bist dafür bezahlt! sagte La Chaise kalt, Du wirst mit Deinen fünftausend Francs schon einen an=

dern Geliebten bestechen! Das ist der Lauf der Welt, Einer besticht den Andern, und der Eigennutz ist das Fatum, welches die Geschicke der Menschen lenkt!

Und sich von dem verzweifelnden Mädchen abwendend, sagte er zu den Soldaten: die Marquise wird dieses Zimmer nicht verlassen, Sie werden die Thüren besetzen, und Wache halten. Das ist der Wille des Cardinals! Ich gehe jetzt, ihm Rechenschaft abzulegen!

Ohne nur noch einen Blick auf die ohnmächtige Marquise zu werfen, verließ La Chaise das Zimmer, indem er leise zu sich selber sagte: ach, wie süß ist doch dieses Gefühl der Rache! Die Marquise wird mich fortan nicht mehr einen homme sans consequence nennen!

IX.

Priesterweisheit.

Mazarin war noch in seinem Arbeitscabinet; obwohl Mitternacht längst vorüber war, schien er noch angestrengt zu arbeiten, und sein bleiches, mageres Antlitz war beschattet von finsterer Unruh und Sorge. Er saß an seinem Tische und schrieb, aber seine Hand zitterte, sei es nun vor Furcht oder vor innerer Gemüthsbewegung. Vielleicht waren es beide Gefühle zugleich, welche die Hand des Cardinals zittern machten!

Er schrieb an einem Todesurtheil; — denn er wußte es wohl, daß das gehorsame Parlament, um seinen Eifer zu bethätigen, diesen Ricconet, welcher heute Abend mit einem zweischneidigen Dolche in den Palast des Cardinals eingedrungen war, und von seinen Dienern im Schlafzimmer des Cardinals gefunden worden, verdammen würde! — Der Cardinal stattete also

mit eigener Hand einen Bericht über diesen Mordversuch an das Parlament ab, und indem er in demselben die Entdeckung dieser ganzen Verschwörung der sichtbaren Gnade Gottes zuschrieb, vergaß er dabei, daß Gott bei dieser Entdeckung weniger thätig gewesen, als der Pater La Chaise, der ihm schon vor drei Tagen die ganze Verschwörung verrathen hatte, und dessen Rathschlägen zufolge man den Mörder ruhig in den Palast und in das Schlafzimmer hatte eindringen lassen, um ihn in flagranti zu ertappen. —

Wie gesagt, diesen letztern Umstand vergaß Mazarin, dem Parlament zu melden, und es war daher vielleicht sehr vortheilhaft für La Chaise, daß er eben kam, um dem Cardinal Bericht zu erstatten über seine gelungene Expedition.

Sehr gut, sehr gut! sagte der Cardinal, nachdem er La Chaise aufmerksam zugehört. Diese Angelegenheit wäre also ganz meinen Wünschen gemäß zu Ende gebracht! Es wird ein sehr interessantes Schauspiel geben!

Welches Schauspiel meinen Ew. Eminenz? fragte La Chaise.

Nun die Hinrichtung dieses Ricconet! Das Par-

lament wird ihn ohne Zweifel zum Tode verurtheilen, und ich werde ihn nicht begnadigen können! Ich bin es Frankreich schuldig, in diesem Falle Strenge zu üben. Wie gesagt, es wird ein sehr interessantes Schauspiel werden! Ich biete Euch dazu ein Fenster an, denn Ihr habt es wohl verdient, dieser Hinrichtung beizuwohnen, welche wir lediglich Eurem redlichen und treuen Eifer verdanken!

Und indem Mazarin so sprach, nahmen seine Züge jenen tigerartigen, blutdürstigen und hämischen Ausdruck an, welcher oft sogar die stolze und muthige Anna von Österreich hatte erzittern gemacht.

La Chaise fragte zagend: und was wird mit der Marquise Chatillon und dem Marschall d'Houdincourt geschehen?

Ach, ich hoffe, sie haben an diesem Schrecken genug, sagte Mazarin, sie werden es nicht wieder wagen, gegen mich zu conspiriren! Man wird es endlich doch erkennen müssen, daß das Leben Mazarin's gefeiet ist, und daß ich nicht bestimmt bin von Mörderhand zu fallen! Wie oft hat man mir nicht nach dem Leben getrachtet, wie oft ist sogar dieses Parlament von Paris feindselig, ja mörderisch gegen mich

aufgetreten, wie viel Flüche hat mir nicht ganz Frankreich entgegen gedonnert! Ich habe alle diese Schrecknisse überwunden, ich habe meinen Meuchelmördern ihre Dolche und ihre Messer entwunden, das Parlament, welches mich einst aus Paris verdammte, und mich einen Verräther nannte, es hat mich, als ich wiederkam, als seinen Herrn begrüßt, es kriecht zu meinen Füßen, und folgt ohne zu murren, meinen Befehlen. Frankreich, das mir einst fluchte, segnet mich jetzt, und nennt mich seinen Vater!

Und Ihr seid ihm ein Vater! rief La Chaise begeistert.

Ja, ein Vater, welcher seine Kinder gelehrt hat, ihn zu fürchten, damit sie durch die Furcht zur Liebe gelangten! Denn wie heißt es in der heiligen Schrift: „die Liebe soll die Furcht austreiben!" — Die Furcht muß also eher da sein, um alsdann der Liebe zu weichen! Diese guten Franzosen, sie haben so lange vor mir gezittert, bis sie endlich mich lieben lernten, und weil ich ihr Sclave nicht sein wollte, haben sie mich endlich zu ihrem Herrn angenommen, und zu ihrem Vater! Und jetzt will ich meinen Kindern das Schauspiel dieser Hinrichtung gönnen, sie lieben das,

diese guten, gemüthlichen Kinder, und ich darf es ihnen nicht entziehen, als ihr zärtlicher, liebender Vater!

So sprechend zog der Cardinal seinen Ring vom Finger, und drückte sein Siegel unter das Schreiben an das Parlament.

Seht, sagte er dann, mit einem triumphirenden Blick auf dieses Siegel hindeutend, seht dieses Siegel, das ich in prophetischem Geist vor langen, langen Jahren zu meinem Wappen gemacht! Es ist das Symbol meines Lebens! Seht da, diesen Fels, der mitten aus den Wellen sich erhebt, dieser Fels bin ich, und diese Wellen, welche schäumend an seinen Fuß anschlagen, das ist die Welt, das sind meine Feinde! Ich habe ihr Heulen und Stürmen und Brüllen vernommen, aber der Fels ist unerschüttert geblieben, und darum habe ich mit gutem Bedacht um mein Wappen diese Devise angebracht.

Und Ew. Eminenz hat wohl daran gethan! rief La Chaise begeistert. „Die Wellen zerstören den Felsen nicht, aber der Fels zerbricht die tosenden Wellen!“*) Und dieser Felsen ist ein Altar Gottes geworden, vor welchem das Volk in andächtigem Gehorsam sich neigt!

*) Memoires du Comte de Bussy. Vol. II.

Diesen Felsen mit verbrecherischer Hand berühren, wäre ein Sacrilegium gewesen, und darum schätze ich mich glücklich, daß ich Frankreich bewahrt habe vor diesem Unheil, und vor dem Zorne des Herrn!

Und ich werde Euch dankbar sein, wie ich es versprach! sagte Mazarin, indem er La Chaise die Hand reichte. Der König hat Wohlgefallen gefunden an Eurer Person! Ihr seid von dieser Stunde an Mitglied des Gewissensrathes!

La Chaise stieß einen Ausruf der Freude aus, und beugte ein Knie vor dem Cardinal.

Der größte und heiligste Wunsch meines Daseins ist erreicht! sagte er in einer Art Verklärung. Mir bleibt nichts mehr zu wünschen übrig!

Nichts mehr? fragte Mazarin lächelnd. Mein Himmel, seid Ihr denn so besorgt um das Gewissen Sr. Majestät!

Das Gewissen des Königs ist das Gewissen Frankreichs, und wenn ich das erstere leite, werde ich das letztere beherrschen!

Um dies zu können, sagte Mazarin, indem er seine durchbohrenden Blicke fest auf La Chaise richtete, um

dies zu können, müßtet Ihr der Beichtvater des Königs sein!

Dies ist das letzte Ziel, nach welchem ich strebe! rief La Chaise feierlich.

Also ehrgeizig! sagte Mazarin, und ging schweigend und gedankenvoll im Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor La Chaise stehen, und sah ihm wieder lange und prüfend in die Augen.

Ich werde Eure Plane unterstützen! sagte er endlich. Dieser Père Annart, des Königs Beichtvater, ist ein frommer, gläubiger Thor, dem das Laster Laster, und die Tugend Tugend ist, weiter nichts! Er möchte bloß um der guten Sache, und um Gotteswillen einen Tugendkönig aus diesem jungen Ludwig machen! Er ist ein Narr, dem ich längst schon einen würdigern Nachfolger gewünscht habe! Ich werde Dich daher unterstützen, und in allen Deinen Planen kannst Du auf meinen Beistand rechnen!

Dann werden meine Plane von der Gottheit selber geheiligt sein! rief La Chaise, und der Segen des Herrn wird mit mir sein!

Ja, Du sollst Beichtvater werden, sagte Mazarin sinnend. Aber es ist ein großes Werk, was Du da

unternimmst! Denn Du wirst nicht bloß zur Ehre gelangen, sondern auch den König unterjochen wollen!

Ich bin der Priester des Herrn, sagte La Chaise, und wenn der König vor mir kniet, wird er vor Gott knieen.

Du wirst noch lange warten müssen, ehe Du ihn zu diesem Glauben bringst!

Ich werde also warten, aber um so gewisser werde ich sein, daß dereinst die Stunde meiner Herrschaft kommen wird!

Mit solchem Willen wirst Du sie herauf beschwören! rief Mazarin feierlich. Höre mich an, mein Sohn, und merke genau, was ich Dir sagen werde. Ich kenne die Könige, denn ich habe dreißig Jahre hindurch ihre Launen ertragen, und unter ihren Schwächen zu seufzen gehabt. Ich kenne diese Könige, und ich sage Dir, es ist eine schwache, feige Raçe, grausam aus Feigheit, muthig aus Schwäche, von vornherein verderbt, weil sie sich für etwas Besseres halten, als die übrige Menschheit, angstvoll sich einhüllend in diesen Popanz ihrer Majestät, damit die arme, gewöhnliche Menschheit sich ihnen nicht nahe, um mit roher Hand diese Majestät hinwegzuziehen, und zu erkennen,

daß darunter auch nur ein schwacher, erbärmlicher Mensch verborgen ist! Man sagt, die Wahrheit gelangt nicht bis zu den Thronen der Könige, weil die Höflinge sie aufhalten. Dem ist nicht so! Die Könige wollen keine Wahrheit, es graut ihnen vor diesem ungeschminkten Antlitz mit dem feierlichen Ernst. Wenn sie die Wahrheit wollten, dann müßten sie aufhören, Könige zu sein, denn das Königthum selber ist eine Lüge, ein Unding, welches sie selber verlachen in ihrem Herzen, weil sie, diese Auserkornen, diese Herrn Könige von Gottes Gnaden, sehr wohl wissen, daß Gottes Gnade wenig zu schaffen hat mit dieser unnatürlichen Erhöhung des Einen Menschen über Millionen seines Gleichen, von denen Tausende vielleicht höher begabt sind, als er! Aber es bedarf die Menschheit dieses Popanzes der Majestät, und darum müssen wir sie aufrecht halten.

Ad Majorem Dei gloriam! rief La Chaise mit einem feinen Lächeln.

Ja, zur Ehre Gottes, wenn Du willst! Das Königthum ist wenigstens allemal eine gute Schanze gewesen, und hinter diesem beschützenden Walle ist man gut geborgen, es läßt sich sicher dort ruhen. Darum

mache das Königthum Dir unterthänig, und Du wirst mächtiger sein, als der König selber, weil Du ihm nur den Schein der Macht läßt, und für Dich die Wahrheit derselben zurück behältst!

Wenn die Könige zittern vor Gott, dann werden sie abhängig von seinen Dienern!

Richtig! Aber sie beginnen nicht sogleich mit dem Zittern vor Gott!

Nein, sondern mit dem Wohlgefallen an dem Leben!

Dieser junge Ludwig liebt das Vergnügen!

So mag er es genießen, bis er dessen überdrüssig ist! Ich werde so lange ein gefälliger und entschuldigender Beichtvater sein, bis den König die Übersättigung mit ihrer folternden Langeweile packt, bis er entnüchtert und mit der Angst eines zu Grunde gerichteten Wüstlings vergebens auf seinem verwüsteten Lebenspfade eine neue Blüthe des Genusses sucht! Nein, ich werde das Gewissen des Sünders nicht eher wecken, als bis er zur Sünde zu schwach ist, dann, dann erst ist er mit Gewißheit Mein!

Oh, mein Sohn, Du bist in Wahrheit ein Weiser, und ich bewundere Dich! rief Mazarin.

Wer viel gesündigt hat, und also zittert vor dem

Zorne Gottes, der allein ist in Wahrheit des Herrn! Mag denn der König viel sündigen, um so sicherer wird er sich einst dem Herrn ergeben!

Und um so fester wird Deine Macht begründet sein!

Ich werde das Gewissen für mich haben, und ich werde es verstehen, ihn mit der Strafe Gottes zu schrecken, und ihn mit frommen Gebeten zu trösten!

Du mußt und wirst Ludwig's Beichtvater sein! rief Mazarin, indem er La Chaise umarmte.

Und jetzt geh zur Ruhe, mein Sohn, sagte er dann, Du mußt schlafen, denn Du bist jung und hast noch nicht zu geizen mit dem Leben. Schlafe denn, schlafe, und vergiß in Deinen Träumen die Weisheit des Priesters. Sei schwärmerisch und leidenschaftlich, wenn Du schläfst, und träume von der schönen Marquise Chatillon.

Es wird ihr also nichts geschehen? fragte La Chaise lebhaft.

Ah, sagte Mazarin, lächelnd mit dem Finger drohend, ah, der Priester La Chaise schläft schon, und der Jüngling La Chaise träumt noch von Liebe und Mitleid. Hüte Dich nur, mein Sohn, daß diese bei-

den niemals zu gleicher Zeit in Dir erwachen! Der Priester darf nichts zu thun haben mit dem Jüngling, dem Menschen La Chaise.

Der Priester wacht des Tages und schläft in der Nacht, der Mensch schäft des Tages, und wacht und genießt in der Nacht! Es ist der Mensch, welcher um Gnade fleht für die schöne Marquise! rief La Chaise.

Sei ruhig, lieber, mitleidsvoller Mensch, es soll ihr nichts geschehen! Will's Gott, ist sie schon morgen frei! In einigen Tagen ist ja wieder Hofball, und wir dürfen es doch nicht hindern, daß die Marquise wieder dort erscheint mit ihren Brillanten, welche dem Staate zweitausend Pistolen gekostet!

Und Mazarin verabschiedete La Chaise mit einem freundlichen Kopfnicken.

Dann ging er noch lange gedankenvoll im Zimmer auf und ab, und sein Antlitz nahm eine zufriedene, lächelnde Miene an. Wenn dieser Mensch Beichtvater ist, sagte er leise, dann erst wird meine Macht eine sichere und unbeschränkte sein, und ich werde nicht mehr zu zittern haben vor jedem Lufthauch, und vor jedem Lächeln eines schönen Weibes. Ich werde im Ge-

wissen des Königs selber einen Bundesgenossenhaben, und so werden auch Ludwig's geheimste Gedanken unverhüllt vor mir da liegen! Das war's, was mir bis jetzt noch fehlte, ein Beichtvater, der meine Plane theilt, und mir den König ganz zu Eigen giebt, indem er mich zum Mitgenossen dieser Beichtgeheimnisse macht! Ah, dieser Pater Annart ist ein thörichter Narr! Nicht einmal für Geld wollte er mir das Beichtgeheimniß verrathen! Der Thor! Will der Beichtvater eines Königs sein, und dabei noch ein feines Gewissen haben! Welch ein Unsinn! Und ich hatte ihm sogar Geld geboten!

Und bei dem zauberischen Worte „Geld" nahmen die Gedanken des Cardinals eine andere Richtung. Sein Gesicht klärte sich immer mehr und mehr auf, seine funkelnden Blicke wandten sich nach diesen großen eisernen Kisten hin, welche unter seinem Schreibtische standen.

Morgen werde ich ein weniges mit Euch zu kosen haben, sagte er, näher herantretend, und indem er mit seiner zarten weißen Hand die größte dieser Kisten mit der Zärtlichkeit eines Liebenden streichelte, fuhr er fort: morgen werde ich dich öffnen, und dir gute Gesell=

schaft bringen! Ja, ja, sehr gute Gesellschaft! Der Marschall d'Houdincourt ist sehr reich, und er liebt die schöne Marquise Chatillon über die Maßen. Wir werden also den reichen Marschall frei lassen, und die arme Marquise gefangen halten, bis der verliebte d'Houdincourt sie losmacht, diese liebenswürdige Schöne! Und das wird er thun, ich weiß es, denn er liebt das Geld nicht, aber er liebt die Marquise! Ja, ja, er wird zahlen, und er soll sehr viel zahlen, ich will dir sehr gute Gesellschaft bringen!*)

Oh, wie würde in diesem Augenblicke der frohlockende Cardinal Mazarin Den verlacht haben, welcher ihm gesagt hätte, daß er diesen geliebten Geldkisten, welche er eben so zärtlich streichelte, nach wenigen Monaten fluchen könnte, daß sie dann als sein Gewissen vor ihm aufstehen würden, vor ihm, der so lange das Gewissen als eine müßige Erfindung der Priester verlacht hatte!

Und dennoch geschah es so!

Der Cardinal hatte freilich noch einmal seine Feinde und den Tod besiegt, und diese so lange gefürchtete Verschwörung entdeckt und vernichtet. Condé, gerührt

*) Vie du Père la Chaise. Vol. II.

vielleicht von der ihn schonenden Großmuth Mazarins, war selber gekommen, um ihm die Hand zur Versöhnung zu reichen, indem er zugleich feierlich ein Nachlassen aller Feindseligkeiten gegen den Cardinal gelobt hatte. Der Marschall d'Houdincourt hatte, ganz wie Mazarin es berechnet, die Marquise Chatillon mit einem bedeutenden Lösegeld aus ihrer Gefangenschaft befreit, und die Pariser hatten das Schauspiel einer Hinrichtung genossen, denn Ricconet, vom Parlament zum Tode verurtheilt, war lebendig gerädert worden*).

Mazarin triumphirte, und vergaß auf einige glückliche Tage die Furcht vor seinen Feinden. Es schien, als sollten alle seine Plane gelingen, denn auch La Chaise gewann täglich mehr das Vertrauen des Königs und wußte durch sein feines und kluges Benehmen sich immer fester zu setzen in der Gunst des Königs. Niemand war Mazarin jetzt mehr im Wege, als der Pater Annart, Ludwig's Beichtvater, und der Cardinal beschäftigte sich schon mit sehr wirksamen Planen, diesen von seinem wichtigen Posten zu entfernen, und La Chaise an dessen Stelle einzuschieben,

*) Vie du Père la Chaise. Vol. II. Memoires de Bussy. Vol. II.

als eine plötzliche Krankheit den Cardinal darnieder warf.

Der Schreck über ein im Louvre entstandenes Feuer, das sich schnell und mächtig verbreitete, und fast schon die Zimmer des Cardinals erreicht hatte, war die Schuld dieser Krankheit, welche die letzte und entscheidende Mazarins sein sollte.

Gefoltert von Schmerzen und einer fieberischen, unerklärlichen Angst lag Mazarin lange, trostlose Tage und Wochen auf seinem Schmerzenslager, und wenn seine Augen sich jetzt auf die einst so geliebten Geldkisten hefteten, so schien es, als ob in seiner eigenen Brust sich ein Feuer entzünde, und mit seinen zuckenden Flammen seine Eingeweide verzehren wolle. Oft, in der Stille der Nacht, schien es ihm, als ob diese Kisten sich öffneten, als ob Klagelieder und Seufzer aus ihnen ertönten, als ob bleiche, ächzende Gestalten aus ihnen empor stiegen, um ihn zu umringen, und ihn zu bedrohen mit ihren Vorwürfen und Klageliedern. Dann wieder schien es ihm, als ob dieses geliebte, blinkende Gold sich plötzlich veränderte, als ob es in Thränen sich verwandelte, in blutige Thränen, die er, der Cardinal, dem jammernden, todeszuckenden

Frankreich erpreßt hatte! — Es war eine grenzenlose Qual, eine marternde Angst, und Mazarin, um ihrer los zu werden, und Frankreich oder die Gottheit sich zu versöhnen, beschloß endlich dem Könige zu geben, was er dem Lande seines Königs erpreßt hatte.

Gefoltert von Schmerzen, ließ er den Minister Colbert rufen, und bat ihn in seinem Namen dem Könige des Cardinals ungeheures, aus zwanzig Millionen Livres bestehendes Vermögen, zum Geschenke anzubieten.

Colbert vollzog freudig diesen Auftrag des Cardinals, und eilte zum Könige.

Mazarin athmete erleichtert auf.

Jetzt werde ich Ruhe haben, flüsterte er leise, indem er in die Kissen zurücksank, ja, ich werde Ruhe haben, denn ich habe das größte Opfer gebracht, welches ein Mensch zu bringen im Stande ist! Die Dämonen, welche so lange in mir wütheten, sie werden jetzt versöhnt, der König wird gerührt sein von dem ungeheuren Opfer, das ich ihm bringe, und in seiner königlichen Großmuth wird er meine Schenkung nicht annehmen, sondern mir mein Vermögen als königliches Gnadengeschenk zurückgeben!

Das war es, worauf Mazarin gerechnet hatte! Er, welcher sein ganzes Leben hindurch Comödie gespielt, er wollte auch jetzt mit der Gottheit und den Dämonen seiner eigenen Brust Comödie spielen, und durch einen elenden Theaterstreich sein Gewissen zum Schweigen bringen, und die Vergangenheit versöhnen.

„Der König wird meine Schenkung nicht annehmen!" Dieser Gedanke war es, der ihn zu dieser Schenkung ermuthigte, der ihn tröstete in diesen langen, entsetzlichen Stunden, welche vergingen, ehe Colbert von seiner Audienz beim Könige zu Mazarin zurückkehrte.

Endlich vernahm das lauschende Ohr des Cardinals seine annähernden Schritte. Ja, es war Colbert, es mußte Colbert sein, er kam vom König!

In diesem Augenblick vergaß Mazarin ganz seine Krankheit und seine Schmerzen, er war wieder gesund, wieder jung, er sprang von seinem Lager, und eilte selber, Colbert die Thür zu öffnen.

Richtig, er war es, der Minister Colbert!

Er kam vom König, — der König hatte gnädig die Schenkung des Cardinals angenommen!

Mit einem Todesschrei sank Mazarin ohnmächtig zusammen.

Aber er erwachte nach Stunden der Besinnungslosigkeit! Es war ein grauses, entsetzliches Erwachen. Dieser Greis mit der abgezehrten Gestalt und der todesröchelnden Brust, er rang die Hände in zitternder Angst, er verwünschte sich und sein Geschick, Thränen, — die ersten Thränen seines Lebens, entstürzten seinen brechenden Augen, und am Rande des Grabes stehend, schrie er in wüthendem Schmerz nach dem, was seines Lebens einzige Freude gewesen, nach seinem Gelde! — Diese Qual hatte ihn wieder gesund gemacht, gesund, um mit Bewußtsein alle diese Martern zu empfinden! Ja, der Teufel hatte ihn geneckt, er hatte ihm mit dem Tode gedroht, um ihn zu dieser Schenkung zu verleiten, und nun es geschehen, nun würde Mazarin genesen, um noch ein langes Leben der Armuth und des Hungers zu erdulden!

Mit solchen Gedanken, und solcher verzweiflungsvollen Wuth zermarterte sich Mazarin drei lange Tage, drei entsetzliche Nächte! Kein Schlaf kam in seine Augen, keine Nahrung über seine brennenden, zerbor-

stenen Lippen, er rang nur die Hände, und weinte und schrie, und heulte und fluchte!

Endlich, nach diesen drei ewig langen Tagen, kam eine Botschaft des Königs. —

Er gab, als Zeichen seiner Liebe, dem Cardinal diese Schenkung seines ungeheuren Vermögens zurück!

Aber jetzt kam diese Freudennachricht zu spät, diese drei Tage hatten die Lebenskraft des Greises erschöpft! —

Er hatte nur Zeit und Kraft genug, sein Testament zu machen zu Gunsten seiner Verwandten. Dann legte er sich hin und starb, und der neunte März des Jahres 1661 machte Frankreich frei von einem Manne, der durch dreißig Jahre sein Peiniger und Tyrann, der Schuld gewesen, daß Frankreich in jahrelangem Bürgerkriege sich selber zerfleischte, und der, obwohl er dann Frankreich den Frieden mit Europa gegeben, ihm niemals die Ruhe und das Glück hatte verschaffen können *).

*) Stabery. Histoire du Cardinal Mazarin. Vol. IV.

X.

Luise La Vallière.

Dieser Tod des Cardinals war für Frankreich vielleicht ein Glück, für La Chaise entschieden ein Mißgeschick, denn er sah sich seines mächtigsten Beistandes, seines erhabensten Verbündeten beraubt durch diesen Verlust.

Aber La Chaise besaß einen eisernen Muth, einen unerschütterlichen Willen!

Er hatte zu sich gesagt: „ich will Beichtvater des Königs werden" und er fühlte den kecken Muth, dies Ziel zu erreichen, selbst ohne Freunde, ohne Verbündete!

Und während er Allen nur ein ganz bescheidener, demuthsvoller und gottergebener Priester deuchte, sah und beobachtete La Chaise Alles, wußte und kannte er die geheimsten Triebfedern und Intriguen, welche

diese große Maschine des Hofes in Bewegung setzten, studirte er den König bis auf den Grund seiner Seele, und suchte die geheimsten Falten seines Herzens zu erforschen.

Mit einer Art freudiger Genugthuung sah er, wie der König sich seiner jungen Gemahlin entfremdete, und sich, während die Königin Trost suchte in Gebet und frommen Bußübungen, andern, minder frommen und tugendhaften Schönheiten zuwandte. Die Fürstin Mancini hatte ihren Tag des Triumphes genossen, so gut, wie die Herzogin von Burgund und die reizende Frau von St. Luce. Aber es waren nur die Meteore eines Tages und einer Stunde gewesen, die funkelnden Gestirne verlöschten so schnell, als sie aufgetaucht waren, und sanken hinab in die Nacht, um zu weinen und vergessen zu werden.

Maria Theresia, die junge Königin, verbarg ihren Schmerz hinter Gebetbüchern und die verlassenen Geliebten ihre Schaam hinter Klostergittern, oder unter der Schminke, und unter funkelnden Brillanten.

Alles war Glück, Leben und Bewegung an diesem Lust und Liebe athmenden Hofe, an welchem nur Eine weinte; — nur die Königin!

Und während die Höflinge dem Beispiele ihres Königs folgten, und sich, gleich ihm, berauschten in allen Wonnen und allen Genüssen des Lebens, während die Königin weinte und betete, und des Königs Beichtvater an jedem Tage seinem Könige donnernde Strafpredigten hielt, schien La Chaise allein weder die allgemeine Freude, noch die Empörung der Priester zu theilen, sondern nur ein gleichgültiger Zuschauer zu sein. Niemals hörte man von ihm ein Wort der Entrüstung oder des Zornes über diese stets wechselnden Liebesabentheuer des jungen Königs, und er allein hatte es gewagt, Pater Annart wegen dieser harten und zelotischen Bußpredigten, mit welchen er den König plagte, zu tadeln, und ihn zur christlichen Milde und Langmuth zu ermahnen.

Ludwig wußte und erfuhr das, wie man bei Hofe Alles zu erfahren pflegt, und er dankte La Chaise für diese Milde, indem er stets für ihn ein gnädiges Wort, ein huldvolles Lächeln hatte.

Ein neues Gestirn war empor getaucht an diesem Himmel von Versailles, ein junges, unschuldiges, bescheidenes Kind war gekommen, um mit ihrer Veilchenschönheit, und dem holden Liebreiz ihrer Jungfräulich-

keit das Herz dieses jungen, leidenschaftlichen Königs in dauernder und echter Liebe zu fesseln.

Es war nicht nur der Reiz der Schönheit, welche diesen Sieg errang, denn es gab an diesem glänzenden Hofe viel strahlendere, viel üppigere Schönheiten, als Luise La Vallière es war, es war nicht die Gewalt des Geistes allein, welche ihr den König unterwarf, denn man sah vielleicht viel geistreichere, viel witzigere und blendendere Damen, als Luise La Vallière. Aber es war dieses ganze unaussprechliche Etwas, dieser holde Reiz der Unschuld, diese ätherduftende Jungfräulichkeit, diese Reinheit, welche den König zugleich mit Entzücken und mit Anbetung erfüllte, und ihn in erfurchtsvoller Liebe zu den Füßen dieses armen, unbeachteten Hoffräuleins von Madame hinzog.

Es war, weil er sich geliebt wußte, nicht als König, nicht als Herr, sondern geliebt um seiner Schönheit, um seiner Jugend, um seiner Selbst willen, es war deshalb, daß Ludwig von Frankreich dieses junge, sanfte Kind mit den Veilchenaugen, und dem Alles gewinnenden Lächeln lieben mußte.

Sie hatte lange gekämpft, lange gerungen mit ihrem

armen Herzen, sie wollte diese verbrecherische Liebe durch Gebet und Kampf aus ihrem Herzen verbannen, aber die Gebete verstummten auf ihren Lippen, wenn sie seine Stimme hörte, jeder Kampf schien nutzlos, wenn Ludwig zu ihren Füßen lag, und um ein wenig Erbarmen, ein wenig Gnade flehte!

Luise La Vallière fiel, weil sie liebte, und nun schien es der Gefallenen die einzige Rettung, wenn sie dieser Liebe ihr ganzes Dasein, jede Fiber ihres Lebens in uneigennützigster Selbstopferung zu Eigen gab. — Der ganze Hof sah mit Erstaunen dieses seltene Schauspiel einer königlichen Geliebten, welche weder Güter noch Schätze für sich begehrte, welche ohne Ehrgeiz sich ferne hielt von jeder Einmischung in die Angelegenheiten des Staates, welche unzugänglich war für Bestechungen, und weder für sich, noch für Andere jemals eine Gnade begehrte, und der alle die Ehrfurcht und Huldigung der Höflinge keine Freude machten, sondern sie nur an ihr Verbrechen und ihre Schande erinnerten, und ihre Stirn mit Schaam bedeckten.

Sie war immer doch nur eine Maitresse, wenn auch ihr Geliebter ein König war, und Ludwig war immer

doch ein Ehebrecher, wenn auch eine Krone sein Haupt bedeckte.

Aber selbst die Qualen und Vorwürfe ihres Gewissens dienten nur dazu, ihre Liebe noch zu steigern, und der König liebte sie um so viel mehr, weil diese Thränen sich wie ein Heiligenschein um diese schöne Stirne legten, und ihm Die, welche ihm täglich ihr Gewissen und ihre Ruhe opferte, in allem Glanze der Tugend, welche von der Liebe allein besiegt worden ist, erscheinen ließ!

Aber endlich eines Tages hörten diese innern Kämpfe und Stürme auf, oder sie verstummten mindestens, denn es waren jetzt neue, unzerreißbare Bande, welche Luise La Vallière an den König fesselten.

Sie fühlte sich Mutter, und der König war der Vater dieses Kindes, das in ahnungsvollem Leben unter ihrem Herzen schlummerte.

Sie nahm ihr Geschick an, sie ergab sich an ihre Bestimmung, aber sie war bedacht, Der, welcher sie den Gatten geraubt, wenigstens die Demüthigung zu ersparen, öffentlich, vor aller Welt, als die Zurückgesetzte zu erscheinen! Die Königin sollte mindestens immer noch zweifeln können, ob Luise La Vallière in

Wahrheit die Königin in dem Herzen Ludwig's sei, und deshalb bestand Luise darauf, immer noch das arme, unbedeutende Hoffräulein zu bleiben, und deshalb bewohnte sie als solches ein Zimmer, welches die fromme Königin jedes Mal passiren mußte, wenn sie zur Messe ging, und Maria Theresia besuchte oft die Messe, ja, oft noch zur Stunde der Mitternacht durchwandelte sie dieses Gemach der La Vallière, um sich zur nächtlichen Messe zu begeben, und Gott zu lieben, da der König sich von ihr nicht lieben lassen wollte!

In einer Nacht begab sich in diesem Zimmer folgende Scene.

Luise La Vallière lag auf ihrem Lager, bleich, händeringend, ihr schönes Gesicht zuckend in Todesqual. Aber jedes Mal, wenn irgend ein Schmerzensschrei sich auf ihre Lippen drängte, preßte sie ihre zitternden Hände auf diese bleichen, todeskalten Lippen und unterdrückte den Schrei ihrer Qual, um dadurch nur noch mehr, noch furchtbarer zu leiden. Ein bleicher, ernster Mann saß sinnend und die Kranke beobachtend vor ihrem Lager, dies war Fagon, der vertraute Leibarzt des Königs, und ihm zur Seite stand eine Frau, die mit mütterlicher und liebevoller

Theilnahme sich über die Kranke neigend ihr leise Worte des Trostes und der Ermuthigung zuzuflüstern schien.

Fern von dieser Gruppe, in einer Nische des Fensters, in welcher die herrlichsten und starkduftendsten Gewächse sich befanden, stand ein junger Mann, dessen edle königliche Haltung, dessen strahlende noble Schönheit ihn als den jungen König von Frankreich erkennen ließen. Aber Ludwig dachte in diesem Augenblick nicht daran, daß er König sei, sondern er erinnerte sich nur, daß er der Geliebte dieses jungen Weibes, welche auf ihrem Lager mit den entsetzlichsten Schmerzen kämpfte. Jeder ihrer halbunterdrückten Seufzer machte ihn erbeben, jedes leise Schluchzen fand einen Wiederhall in seiner Brust, seine sonst so glühenden Blicke waren von Thränen umdunkelt, und leise Gebete der Angst und des Flehens murmelten jetzt diese Lippen, welche sonst nur gewöhnt waren, sich zu Befehlen oder zu Liebesworten zu öffnen. —

Unweit davon, an der hohen, vergoldeten Flügelthüre, welche in die Gemächer der Königin führte, lehnte ein anderer junger Mann, nicht minder schön als Ludwig, aber von minder stolzem, minder impo-

santem Aussehen, vielmehr schwebte um seinen Mund ein eigenthümliches, devotes Lächeln, das wir das „Kammerherrnlächeln“ nennen mögten, und seine Mienen hatten diesen zugleich süßlichen und doch hochmüthigen Ausdruck, der die Gesichter der Höflinge charakterisirt. Es war dies des Königs Liebling, der gefeiertste Cavalier seines Hofes, der berühmte Graf Lauzun, welcher später mit sechszehnjähriger Gefangenschaft das stolze Glück bezahlen mußte, eine glühende und treue Liebe in dem Herzen von Mademoiselle de Montpensier entzündet zu haben.

Graf Lauzun lehnte aufmerksam das Ohr an diese verschlossene Thür und horchte, aber seine Augen flatterten mit neugierigem Blitzen bald auf den König, bald auf die arme, immer noch leidende La Vallière.

Plötzlich stieß diese einen Schrei aus, einen lauten, durchdringenden Schrei, der das Blut in den Adern des Königs erstarren machte vor Jammer und Mitgefühl, und welcher den Kammerherrn Grafen Lauzun veranlaßte nur noch aufmerksamer und ängstlicher an dieser Thür zu horchen.

Fagon ließ die Vorhänge, welche das Bett der La Vallière umgaben, herabsinken, und verschwand hin-

ter derselben mit der Frau, welche Luise's Kammerfrau war.

Ludwig der Vierzehnte war, ohne sich dessen bewußt zu sein, auf seine Kniee gesunken und betete.

Eine Viertelstunde später öffneten sich die Vorhänge wieder.

Luise La Vallière breitete mit einem seligen Lächeln ihre Arme nach dem König hin.

Aber dieser hatte nicht die Kraft sich empor zu richten. Er zitterte und weinte.

Als sich aber Fagon ihm näherte, in seinen Armen ein kleines, in weiße Spitzenschleier gehülltes Kind tragend, sprang der König empor, und dieses Kind an seine Brust drückend, stürzte er zu dem Lager seiner Geliebten hin.

Luise, sagte er, mit allem Entzücken eines Liebenden und eines Vaters sich vor ihr auf ein Knie niederlassend, Luise, dieses Glück macht mich zu einem Gott. Habe Dank, Geliebte, für diese Tochter, habe Dank für Dich selber und Dein himmlisches Dasein. Der König von Frankreich wäre der ärmste Mann seines Landes, wenn Luise La Vallière ihn nicht liebte!

Das junge Weib sah ihn an mit einem dankbaren, seligen Lächeln.

Segne mein Kind, flüsterte sie leise, segne meine Tochter, damit sie glücklich wird, und möge Gott nur ihre Mutter strafen für ihre schuldvolle Geburt!

Und Ludwig legte die Hand auf die Stirne dieses jungen Kindes. Ich segne Dich, sagte er tief gerührt, mögest Du Deiner Mutter gleichen an Unschuld und Schönheit, und mögest Du dereinst einen Mann so glücklich machen, wie Luise La Vallière Deinen Vater glücklich macht!

In diesem Augenblick fuhr Lauzun mit einem Ausdruck des Entsetzens und der Angst von der Thür zurück.

Die Königin kommt! flüsterte er leise und angstvoll.

Plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, veränderte sich die Scene.

Der König sprang empor, und das Kind in seine Arme nehmend öffnete er eine verborgene Thür, und durch dieselbe hinaus tretend winkte er Lauzun und Fagon, ihm zu folgen.

Kaum hatte sich die Thür hinter diesen Dreien geschlossen, als die Flügelthüren sich geräuschvoll öffne-

ten, und Maria Theresia, die Gemahlin Ludwigs des Vierzehnten, begleitet von zwei Ehrendamen, in das Gemach trat.

Sie warf einen raschen spähenden Blick in dem Gemach umher, ihre glühenden Augen schienen jeden Winkel desselben durchbohren zu wollen. Offenbar hatte sie etwas Ungewöhnliches, Außerordentliches zu sehen gefürchtet, denn als sie es nicht fand, nahmen ihre Mienen einen Ausdruck stiller Befriedigung an, und mit einem anmuthigen Lächeln näherte sie sich dem Lager, auf welchem Luise La Vallière halb aufgerichtet, in sitzender Stellung, ruhte.

Immer noch unwohl, mein Kind? fragte die Königin, und indem sie sich der Kranken mehr und mehr näherte, strömten ihre Gewänder diesen starken orientalischen Parfüm aus, den die Königin so sehr liebte, und dessen Einathmung die arme La Vallière fast besinnungslos machte.

Aber sie raffte sich mit einer übernatürlichen Kraftanstrengung zusammen, und die ihr dargereichte Hand der Königin an ihre Lippen drückend, sagte sie leise: ich leide ein wenig, Ew. Majestät.

Und woran leidest Du? fragte die Königin scharf. Oder dürfen wir das Geheimniß dieser Krankheit nicht erfahren?

Luise zitterte, und kaum hörbar sagte sie: ich habe kein Geheimniß vor meiner Königin, und überdies ist meine Krankheit so unbedeutender Art, daß ich, wie ich hoffe, schon morgen wieder meinen Dienst bei Ihrer Majestät antreten kann!

Das soll uns sehr willkommen sein, sagte die Königin freundlich, und sei versichert, mein Kind, daß ich fortan Dich zu schützen und zu vertheidigen wissen werde gegen die Verleumdungen Deiner Feinde. Ich hoffe, Du begleitest mich morgen früh zur Messe! Ich werde Dich in mein Gebet einschließen!

Und mit einer stolzen Kopfbewegung ihren Damen winkend, durchschritt die Königin das Gemach, um sich zur Messe zu begeben.

Als sie dies Zimmer verlassen, stand die Königin still, und sich an ihre Begleiterinnen wendend, sagte sie strenge: meine Damen, es scheint, diesmal sind Sie zu strenge gewesen in Ihren irrthümlichen Vermuthungen! Dieses arme Kind sollte durchaus guter

Hoffnung sein, ja, zu dieser Stunde schon sich in Kindesnöthen befinden! Das war jedenfalls ein Irrthum! Dieses Zimmer war angefüllt mit Blumen, deren starker Duft eine Wöchnerin tödten würde. Auch war mein Gewand absichtlich stärker parfümirt, als gewöhnlich. Eine Wöchnerin wäre ohnmächtig davon geworden!

Die Damen zuckten mit einem ungläubigen Lächeln die Achseln.

Fräulein La Vallière hat starke Nerven! sagte die Herzogin von Soissons.

Die Stirne der Königin verfinsterte sich. Sie wollen einmal nur das Schlimme glauben! Nun, wir werden ja sehen! Wenn Luise La Vallière morgen früh wirklich mit zur Messe geht, so werden Sie alsdann wohl eingestehen müssen, daß Sie etwas zu voreilig gewesen mit Ihren wehmütterlichen Blicken!

Die beiden Damen verneigten sich schweigend.

Lassen Sie uns zur Messe gehen! rief die Königin ungeduldig, indem sie rascher vorwärts schritt.

Und während die Königin betete, lag Luise La Val-

*) Beaumelle. Vol. I.

lière auf ihrem Lager und weinte heiße Thränen der Scham und Reue.

Plötzlich richtete sie sich auf und sagte zu der vertrauten Kammerfrau: Marion, lege meine Gewänder bereit, morgen früh werde ich Ihro Majestät zur Messe begleiten!

Aber dies ist unmöglich, gnädigste Comtesse! rief Marion entsetzt. Sie werden sich tödten!

Gleichviel, ich will es so! Die Königin wird beruhigt sein und nicht an meine Schmach glauben, wenn ich sie morgen zur Messe begleite! Deshalb werde ich es thun, und müßte ich sterben!

Hoffentlich wird Sr. Majestät es nicht gestatten! seufzte Marion.

Ich verbiete Dir, ihm eine Sylbe davon zu verrathen! rief Luise, und zum ersten Male nahm sie einen strengen befehlenden Ton gegen ihre geliebte Marion an.

Nach einer halben Stunde kehrte die Königin von ihrer nächtlichen Messe zurück, und im Vorübergehen der La Vallière winkend, sagte sie gütevoll: auf morgen früh also, mein Kind!

Ihre Majestät, ich werde bereit sein! erwiderte Luise demuthsvoll.

Kaum hatten sich die Thüren hinter der Königin geschlossen, als die geheime Thüre sich wieder öffnete, und der König, gefolgt von Fagon, wieder in das Zimmer trat.

Sire, wo haben Sie mein Kind? sagte Luise matt. Lassen Sie mich meine Tochter umarmen!

Ludwig kniete vor ihrem Lager.

Du selber hast dies Geheimniß gewollt! sagte er sanft. Erinnere Dich, daß Du als eine Gnade es von mir fordertest, dieses Kind, sobald es geboren, entfernen zu lassen! Lauzun bringt es so eben zu seinen Pflegeältern!

Luise La Vallière legte mit einem Ausdruck unendlichen Schmerzes ihre Hände über ihr Angesicht.

Oh mein armes Kind, seufzte sie leise, Du bist also als eine Waise geboren.

Und der König flüsterte leise: Luise, mein Weib, meine Geliebte, sprich ein einziges Wort, und ich gebe Dir Dein Kind zurück! Habe den Muth, öffentlich Dich meine Geliebte zu nennen, nimm die Huldigun-

gen des Hofes entgegen, und glaube mir, der König von Frankreich wird mit stolzer Stirne und ohne zu erröthen seinem Lande diese schöne Luise La Vallière zeigen, welche es werth ist, einen König zu ihren Füßen zu sehen!

Und die Königin? fragte La Vallière leise.

Du bist meine Königin! Ich will von keiner andern wissen!

Luise La Vallière lächelte, aber plötzlich nahmen ihre Züge einen starren Ausdruck an — sie war ohnmächtig geworden. — —

Am andern Morgen empfing Luise La Vallière die Königin angekleidet in ihrem Zimmer und begleitete sie zur Messe. Ihr fester Wille hielt sie aufrecht, sie wollte dieser armen, verschmäheten Königin, und diesem hämisch und verstohlen lächelnden und lauernden Hofe nicht das Schauspiel ihrer Leiden und ihrer Schmerzen gönnen. Sie vermogte es über sich zu lächeln, — aber es war ein schmerzvolles, tieftrauriges Lächeln, das dem jungen König Thränen in die Augen trieb.*)

*) Beaumelle. Memoires de Madame de Maintenon. Vol. II.

Luise, sagte er, als er nach dieser Messe in seiner Geliebten Zimmer trat, Du hast heute vor mir gestanden als die Verklärung und Verherrlichung Frankreichs. Ja, Du bist in Wahrheit mein schönstes und köstliches Eigenthum, Du herrliche Lilie von Frankreich!

XI.

Wie man Beichtvater wird.

Seit Luise ihrem königlichen Geliebten ein Kind geboren, seit sie mit so heiligen und unzerreißbaren Banden an ihn gefesselt war, fühlte sie nicht mehr die Kraft in sich, ihrem mahnenden Gewissen zu folgen, und sich von Dem zu trennen, welchen einzig und allein sie auf Erden geliebt. Von jetzt an wollte sie die Seine sein, ewig und immerdar nur die Seine.

Aber dieses Gewissen, welches die Liebe in Schlummer gelullt, es erwachte dennoch zuweilen, es vergiftete der armen Luise La Vallière jede Stunde des Glückes, es senkte in jeden Becher der Freude einen Wermuthstropfen, — es marterte sie mit nie endendem Bangen, mit nie verstummender Angst.

Luise sagte zu sich selber: Jetzt liebt mich Ludwig noch, weil er mich schön findet! Aber es wird ein Tag

kommen, wo seine Augen, gewöhnt an diese wenigen, armen Reize Luisens, unempfindlich sein werden gegen dieselben. Dann wird Ludwig verachtend sich abwenden von mir, und er wird sich erinnern, daß ich nichts bin als eine Sünderin, welche ihm ihre Tugend und ihre Ehre geopfert hat! Ach, ich weiß, Ludwig muß mich verachten, und deshalb eines Tages wird er mich verla ssen!

Arme La Vallière! Sie war eifersüchtig!

Sie fürchtete von jedem Tage, dies werde der Tag sein, an welchem Ludwig sie verlassen mögte, und deshab machte die leiseste Wolke auf der Stirne des Königs sie erbeben, und deshalb zitterte ihr Herz beständig vor eingebildeten, oder vielleicht auch wirklichen Gefahren!

Und Luise La Vallière wußte es wohl, daß sie einen Feind hatte, welcher sie jeden Tag mit unerbittlicher Strenge verfolge, welcher jeden Tag den König mit Bitten und Flehen bestürmte, seine Geliebte zu verlassen, und Gottes Zorn nicht herab zu ziehen auf sein sündenvolles Haupt, durch diese ehebrecherische Liebe.

Dieser Feind war Pater Annart, des Königs Beichtvater, ein strenger, unerbittlicher Feind, ein unversöhn=

licher Richter, den weder Luisens Schönheit, noch Luisens Reuethränen zu versöhnen und zu beschwichtigen vermogten.

Luise La Vallière zitterte vor diesem Beichtvater des Königs, wie vor ihrem eigenen Gewissen!

Sie wollte daher Beide zum Schweigen bringen, den Beichtvater sowohl, als ihr Gewissen!

La Chaise hatte es geschickt so einzurichten gewußt, daß Luise La Vallière erfuhr, mit welcher schonenden Milde er gegen Annart Parthei für sie genommrn und sie vertheidigt habe. — Ihr armes, wundes Herz empfand das, wie einen lindernden Balsam. Sie wollte den Priester sehen, der den Muth gehabt, sie zu vertheidigen, dessen christliche Milde Erbarmen hatte für die Sünderin.

Sie sandte also den Grafen Montauzier zu La Chaise und ließ ihn zu sich einladen.

La Chaise nahm diese Einladung, um welche ihn die Höflinge beneideten, mit Ruhe und Stolz entgegen. Er lehnte sie nicht ab, aber er nahm sie auch nicht an.

Ich werde es mir überlegen! sagte er mit stolzer Ruhe zum Grafen Montauzier, ich werde mich mit

Gott berathen, und was der Herr mir befiehlt, das werde ich thun!

Und La Chaise schloß sich diesen ganzen Tag in seinem Zimmer ein, um in ernstem Sinnen die ganze Zukunft in ihren Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten an sich vorüber schweifen zu lassen.

Wenn ich diesen Schritt thue, sagte er sich, dann nehme ich damit offen Parthei gegen die Königin und ihre Anhänger, dann spreche ich den Lehren der Tugend und Sitte Hohn, welche zu predigen mein Priesterrock mir gebietet, und das Volk wird gegen mich sein, das Volk, welches der Maitresse des Königs flucht, weil es, wie die unmündigen Kinder, noch sein Herz voll hat von den Lehren des Catechismus, und das für Sünde hält, was nicht von der Bibel gut geheißen wird! — Aber ich werde die Geliebte des Königs für mich haben, und dadurch auch den König! —

Ich werde zur La Vallière gehen! sagte er entschlossen. Ist eine Gefahr dabei, nun wohl, so bin ich der Mann dazu, diese zu besiegen.

Und in derselben Stunde noch ging La Chaise zur La Vallière.

Sie empfing ihn mit einem glücklichen Lächeln, er

erschien ihr wie ein Bote Gottes, denn sie hatte eben in ihres Herzens Aengsten zu Gott gebetet um Rath und Beistand, sie hatte in Thränen der Zerknirschung auf ihren Knieen gelegen, und mit gerungenen Händen Gott gefragt, ob wirklich die ewige Verdammniß und der Fluch der ganzen Menschheit und aller kommenden Geschlechter ihre Strafe sein würde, wie Pater Annart es ihr heute in donnernder Strafpredigt verkündigt!

Gott hatte ihr nicht geantwortet auf ihre Frage der Verzweiflung, aber jetzt meinte sie, er sende ihr in La Chaise seinen geweiheten Diener, um durch seinen Mund die Antwort des Herrn ihr zu senden.

Sagt, oh sagt mir, ob es wahr ist, daß Ludwig auf ewig verdammt ist und daß ich seine Seele nur retten kann, indem ich mich von ihm lossage? fragte sie, ihren thränenvollen Blick auf La Chaise heftend.

Gott ist die Güte, Gott ist die Liebe! rief La Chaise. Glaubet es nicht, was diese eifernden Priester Euch sagen von der erbarmungslosen Strenge des Herrn. Nein, das Verzeihen ist die edelste Blüthe der Gottheit, welche gesagt hat: allen Sündern soll vergeben, und die Hölle nicht mehr sein! Sie haben mit Ihren

Reuethränen die Sünde Ihrer Liebe längst hinweggewaschen, und dadurch Ihre Liebe rein gemacht von aller Schuld!

Ja, ich habe viel geweint! murmelte die La Vallière.

Um Ihrer Thränen willen wird Gott Ihnen und dem König verzeihen, was nach menschlicher Ansicht Verbrecherisches ist an dieser Liebe! Und trägt Einer die Schuld an diesem Verhältniß, so ist es offenbar die Königin! Warum hat sie es nicht verstanden, das Herz des Königs zu fesseln, warum hat sie in ihrer dürren Frömmigkeit nicht begriffen, daß ihr Gemahl allein der Gott ihres Herzens sein muß? Der König hat ein heißes Herz, eine glühende Phantasie, der König bedarf der Liebe, wie die Blume des Sonnenlichtes, er würde die Königin geliebt haben, er kam ihr entgegen, er war bereit dazu, — aber er wollte ein irdisch liebendes Weib, und Maria Theresia bot ihm statt ihrer eigenen Lippen nur ein Crucifix zum Kusse dar. Die Königin allein ist die Schuldige.

Mögt Ihr gesegnet sein für dieses Wort! flüsterte Luise La Vallière.

Und fast wäre die Königin Schuld 'gewesen an

einem viel entsetzlichern Unglück, fuhr La Chaise fort. Denn der König war in Gefahr, einer verbrecherischen Liebe sich hinzugeben! Luise La Vallière, Segen über Euch, denn Ihr habt durch Euer engelgleiches Erscheinen den König von einer viel größeren Sünde erlöst, denn der König liebte, ehe er Euch sah, seines eigenen Bruders Weib! Deshalb sage ich, Segen über Luise La Vallière, welche ihren König errettete, indem sie sich selber hingab! Mußte der König einmal lieben, so seid Ihr seiner Liebe die Würdigste!

Ihr gebt mir das Leben, Ihr gebt mir den Frieden wieder! sagte Luise La Vallière, und ihr reizendes Gesicht leuchtete in seligem Glück.

Milde und Nachsicht zu üben ist die heiligste Pflicht des Priesters! rief La Chaise mit frommem Händefalten.

Ach, mögte doch des Königs Beichtvater denken, wie Ihr! seufzte Luise. Er plagt den König alle Tage, und regt den Zorn der Königin gegen mich auf!

Wohl, das thut er! sagte La Chaise. Wie oft habe ich nicht das Zimmer der Königin plötzlich verlassen, um nicht hören zu müssen, wie dieser Beichtvater Euch verlästerte! Hütet Euch vor Annart, er ist Euer erbittertster Feind!

Ich weiß es! rief Luise. Ich weiß, daß er mein Verderben sinnt, und ich zittere, daß es ihm gelingen möge!

Die Selbstvertheidigung ist ein von Gott selber angeordnetes Gesetz. Ihr müßt ihn stürzen, um nicht von ihm gestürzt zu werden!

Das werde ich, das will ich auch! sagte Luise, ihre kleinen Fäuste ballend. Ja, ich will diesen Priester stürzen, und Ihr, mein ehrwürdiger Vater, Ihr müßt mir dazu Euren Beistand leihen!

Ich?

Ja, Ihr! Werdet mein Beichtvater, und ich werde mich stets Eurem Rathe unterwerfen und Euren Befehlen folgen!

La Chaise wiegte lächelnd das Haupt. — Dieser Antrag überraschte ihn nicht, er war darauf vorbereitet gewesen.

Laßt mich offen gegen Euch sein, sagte er, und vergeßt niemals, daß ich mein ganzes Dasein Euch und meinem Könige weihen will! Ihr seid Ludwigs Schutzengel, und indem Ihr ihn vor einer verbrecherischen, blutschänderischen Liebe bewahrtet, habt Ihr Eure eigene Liebe entsündigt und geheiligt. Ich bin daher

bereit Euch zu dienen mit meinem Blut, mit meinem Leben! Und deshalb opfere ich freudig Eurem eigenen Wohle dieses Glück Euer Beichtvater zu sein, und täglich in dieser edlen und reinen Seele diese schönen und köstlichen Geheimnisse zu lesen, welche ich nur mit Gott zu theilen hätte!

Ihr wollt also nicht mein Beichtvater sein? fragte Luise traurig.

Nein, denn ich will Euch nützen! Der König kann niemals den Beichtvater seiner Geliebten zu seinem eigenen machen, und doch muß ich des Königs Beichtvater sein, um Euch wahrhaft nützen zu können! Nur wenn das Ohr des Königs mir offen ist zu jeder Zeit, nur wenn ich den Schlüssel habe zu seinen Gedanken, zu seinen Träumen sogar, nur dann kann ich Ihnen wahrhaft und wirklich nützen!

Ihr habt Recht! rief Luise lebhaft. Oh, Ihr werdet mein Retter, mein Beschützer sein! Ihr werdet keine Gewissensscrupel in der Seele des Königs emportauchen lassen, Ihr werdet vielmehr sein Herz beruhigen und ihn lehren, daß er Luise La Vallière lieben und ihr treu sein muß, um nicht sich und mich ewiger Verdammniß dahin zu geben.

Aber noch bin ich nicht Beichtvater! rief La Chaise achselzuckend, noch vermag ich so wenig!

Luise La Vallière sagte mit flammenden stolzen Blicken: Ihr sollt es werden! Ich will es! Ich werde heute zum ersten Male den König um eine Gnade bitten, und diese wird sein, daß er Euch zu seinem Beichtvater macht!

La Chaise küßte die Hand, welche die königliche Geliebte ihm mit einem holdseligen Lächeln darreichte.

Darf ich mein Amt schon ein wenig voraus antreten, und der schönen La Vallière sagen, was ich in dem Herzen des Königs gelesen?

Sprecht!

Der König liebt kein trübes Angesicht, und wenn die schönen Augen eines Weibes vor ihm in Thränen schwimmen, so sollen es nur Thränen des Entzückens und der Wonne sein! Der König liebt keine Schwermuth, und wenn Seufzer den schönen Busen eines Weibes heben, so sollen es nur Seufzer der Liebe und Entzückung sein. Der König will ein in Liebe und Ueppigkeit glühendes Weib, — eine Magdalena, aber, — bevor sie büßte!

Ihr habt Recht! sagte La Vallière sinnend. Seine

Stirne verfinstert sich, so oft er mich in Thränen findet!

Laßt nur Gott, aber niemals den König Eure Thränen sehen!

Oh, von heute an werde ich immer glücklich sein, denn Ihr habt mein Gewissen beruhigt und mich gelehrt, daß meine Liebe keine Sünde ist! Aber still, ich höre den König! Ja, das ist seine Stimme! Ist sie nicht wie himmlische Musik, mein Vater?

Ich werde das erst wissen, wenn er mir seine Beichtgeheimnisse sagt! antwortete La Chaise, indem er sich verabschiedete.

Gesiegt, ich habe gesiegt! rief er, als er sein Zimmer erreicht hatte. Ich werde des Königs Beichtvater! Oh, Frankreich, Frankreich! Du bist Deines Herrn, Deines Gebieters Mazarin ledig, jetzt wird La Chaise Dein Herr werden! Oh, dieses übermüthige Volk, es hat vor Mazarin gezittert, vor La Chaise soll es im Staube kriechen! Die Könige sind dazu da, um das Spielzeug in den Händen ihrer Günstlinge zu sein! Ludwig von Frankreich, Du sollst mein Spielzeug sein, ich werde aus Dir einen Harlekin oder einen Betbru-

der, einen Wüstling oder einen Asceten machen, ganz, wie es mir gefällt! — —

Das Ohr der Liebe hört scharf, Luise La Vallière hatte sich nicht getäuscht, es war der König, dessen Stimme sie vernommen.

Sie eilte ihm entgegen mit dem Ausdruck des Glückes und Entzückens, und als er sie in seine Arme schloß, sagte er:

Gelobt sei Gott, daß ich Dich lächeln sehe! Ich fürchtete schon wieder Thränen und Seufzer! Ach, wie ich diese Seufzer hasse! Ihro Majestät, meine fromme Gemahlin, hat mir eben wieder eine ganze Ladung davon entgegen gehaucht. Komm, Luise, Du sollst mich heiter machen! Wenn ich Dich ansehe, ist es mir, als ob es plötzlich Tag würde für mich! Du bist meine Morgensonne! Laß mich vergessen, daß ich König von Frankreich bin, um nur daran zu denken, daß ich Dein Geliebter bin!

Und Luise, eingedenk der Worte, welche ihr La Chaise gesagt, athmete nur Lust und Entzücken, Worte des Scherzes und der Liebe waren auf ihren purpurnen Lippen, Blicke der Seligkeit und der Gewährung flammten aus ihren glühenden Augen. — Der König

war ganz entzückt, ganz begeistert. Niemals war ihm Luise so anmuthig und reizend, niemals so geistvoll und zärtlich erschienen.

Eigennutz, nichts als Eigennutz, sagte Luise, als der König in laute Lobpreisungen ausbrach. Ich mache es, wie die Hofschranzen, die Kammerherren und Papageyen, wenn sie auf Zuckerbrodt lüstern sind. Ich will mir Deine Gnade gewinnen, Louis, darum gebe ich mir den Schein, als ob ich liebenswürdig wäre!

Ein Engel bist Du! rief der König, sie in seine Arme schließend.

Nein, nein, kein Engel, sondern ein kleines erbärmliches Menschenkind, das den größten und schönsten Mann seines Jahrhunderts um eine Gnade bitten will!

Ich kenne diesen Mann nicht! sagte Ludwig. Nenne mir seinen Namen, und wenn ich etwas bei ihm vermag, so wird er Alles gewähren, was Luise La Vallière, die Lilie von Frankreich, nur wünschen und befehlen mag.

Ach, Ihr kennt diesen Mann nicht, welcher der größte und schönste seines Jahrhunderts ist? Denkt Euch den Jupiter, welcher von der Venus das Lächeln, vom Apoll die Grazie und Anmuth, vom Ganymed

die ewige Schönheit, und vom Mars die Tapferkeit und den Heldensinn erobert hat, denkt Euch einen solchen Jupiter, welcher mit allen diesen Eigenschaften seine eigene erhabene Majestät und Götterwürde vereint, dann habt Ihr das Bild von dem größten und schönsten Manne seines Jahrhunderts, von Ludwig dem Einzigen!

Und die La Vallière sank mit einem bezaubernden Lächeln zu den Füßen des Königs nieder.

Schmeichlerin! Holde, süße Schmeichlerin! sagte er, indem er sie aufhob. Bin ich Jupiter, so sollst Du meine Semele sein!

Damit ich mich verzehre an Eurer Strahlenherrlichkeit!

Nun, so sei Deines Jupiters Europa! Ach, was kümmert mich die ganze Welt, wenn ich diese einzige, Europa erobert habe! Jetzt kann mein Schwerdt in der Scheide rosten, der König von Frankreich hat Dich, sein Europa, erobert, was braucht es weiter, um ein Held genannt zu werden!

Der König liebte es sehr, geistreich zu sein, und er war sehr zufrieden mit der Wendung, welcher er der Schmeichelei seiner Geliebten gegeben.

Selbst Lauzun würde das nicht besser gesagt haben, dachte er, und Lauzun gilt doch für ein Wunder von Geist!

Und nun, mein Zeus, mein Gott und König, höre, um was ich Dich zu bitten habe!

Endlich einmal also werde ich Dir eine Gunst zu gewähren haben! Ich danke Dir, Du machst mich reich, indem Du mir erlaubst, Dir etwas zu geben!

Ich bin eifersüchtig, sagte Luise seufzend.

Des Königs Stirne verfinsterte sich.

Schon wieder dieses fluchwürdige Wort, sagte er. Ah, Ihr nennt mich einen König, und ich habe nicht einmal die Macht, dieses armselige, kleine Wort von meinem Hofe zu verbannen! Beim Himmel, wäre ich nur eine Viertelstunde Jupiter, ich würde dieses Wort „Eifersüchtig" in eine Menschengestalt verwandeln, um sie lebendig auf das Rad flechten zu lassen, und dieser Hyder das Haupt vom Rumpfe zu trennen! Und auf Wen, wenn es beliebt, ist Luise La Vallière eifersüchtig? Die Königin ist es auf Euch, der Hof ist es auf Euch, mein Beichtvater selbst ist es auf Euch! Und Ihr, — nun auf Wen seid Ihr es?

Sire, ich bin eifersüchtig auf Euren Beichtvater!

Auf Pater Annart? fragte der König lächelnd, und seine Züge nahmen wieder den Ausdruck der Heiterkeit an.

Ja, auf ihn, seufzte Luise. Er ist mein Feind, ich habe Furcht vor ihm! Sire, wenn Euch die Ruhe und das Glück Eurer Luise am Herzen liegt, so erhört mein Flehen, befreiet Euch und mich von diesem gehässigen, heimtückischen, ewig grollenden, ewig mißmuthigen Priester!

Es ist wahr, er ist sehr belästigend! sagte der König sinnend. Keinen Abend läßt er mich zur Ruhe gehen, ohne mir eine ganze Litaney von Verwünschungen und Ermahnungen entgegen zu donnern. Immer dieses ewige Lied von der Herrlichkeit Gottes, und von der Erbärmlichkeit meiner irdischen Majestät! Das mag sehr erhaben, sehr edel sein, aber es ist langweilig!

Nein, es ist hochverrätherisch! sagte Luise, es heißt, seinen König herabsetzen, — es ist nichts als prahlerischer Priesterhochmuth, der in seinem Gotte nur seine eigene Verherrlichung sucht! Man kann sehr wohl

Gott lieben, und vor ihm knieen, ohne deshalb seinen irdischen König in den Staub treten zu müssen!

Du hast Recht! sagte der König, die Stirne runzelnd, indem er aufstand, und hastig im Zimmer auf und ab ging. Ich hasse nichts mehr, als diesen Priesterdünkel! Ich würde sie Alle, sammt ihren Kirchen und Meßbüchern aus meinem Reiche verbannen, wenn es in meiner Macht stände!

So verbannt mindestens den Pater Annart, Sire!

Aber wen setzen wir an seine Stelle? Es ist einmal hergebracht, daß der König von Frankreich einen Beichtvater hat. Ah, lächerliches Vorurtheil! Dieser Annart ist seit sieben Jahren mein Beichtvater, und ich habe ihm in dieser Zeit auch nicht einmal gebeichtet *). Ich hatte immer Furcht vor seinem Jammergeschrei und seinen Verwünschungen, und doch, ich gestehe es, wäre es mir zuweilen willkommen gewesen, von meinen kleinen Geheimnissen und Abentheuern zu plaudern, und sie noch einmal zu genießen, indem ich sie erzähle. Oh, es wäre nicht übel, einen geist-

*) Vie du Père la Chaise. Vol. I. — Beaumelle, Mémoires de Mad. de Maintenon.

reichen, bequemen und angenehmen Beichtvater zu haben, der nicht gleich Zeter schreit, wenn ich ihn zuweilen hinter Vorhänge blicken lasse, die seiner priesterlichen Herrlichkeit sonst auf immer verschlossen bleiben!

Ich kenne einen solchen passenden Beichtvater! sagte Luise.

Nun, so nenne ihn!

Es ist der Pater La Chaise!

Beim Himmel, Du hast Recht! Der wäre passend, und irre ich nicht, so hat auch unser alte gute Mazarin in seinem Buche ihn dazu besonders empfohlen! Wir wollen uns das überlegen! Und jetzt, stille von den Beichtvätern! In meine Arme, Luise! Wenn die Liebe eine Sünde ist, nun wohl, so laß uns sündigen, damit wir nachher etwas zu beichten haben!

Nein, nein, rief La Vallière, sich seinen Armen entwindend, keinen Kuß, bevor Ihr mir nicht gelobt, den Pater Annart zu entfernen, und La Chaise zu Eurem Beichtvater zu machen!

Ich gelobe es!

Euer königliches Wort darauf, Sire?

Mein königliches Wort, La Chaise soll mein Beichtvater werden!

Nun wohlan, Ludwig von Frankreich, da hast Du Deine Geliebte!

Und Luise La Vallière warf sich in des Königs Arme. —

XII.

Der König hungert.

Es war am andern Tage, daß der Hof, ganz seinen Gewohnheiten zuwider, eine sehr ernste, sehr feierliche Miene annahm. Keine Vorbereitungen zu Festen, kein Lachen und Singen, keine heitern, frohlockenden Gesichter, überall tiefe Ruhe und Stille, überall nur murmelnde Gebete und frommes Händefalten. — Es war eine Carnevalsposse, zu welcher der Hof sich freilich nothgedrungen entschließen mußte, denn es war heute der heilige Ostermorgen, und einer uralten Gewohnheit gemäß, mußte an diesem Tage der König von Frankreich in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin das heilige Abendmahl nehmen. Deshalb war es, daß der Hof eine so feierliche Miene angenommen! Der König communicirte, und da der König es that, mußte natürlich der ganze Hof seinem Beispiele folgen.

Man hatte also auf einen Tag alle Intriguen und alle Cabalen, allen Ehrgeiz und alle Liebe bei Seite geschoben, man hatte die zärtlichen Rendezvous bis auf morgen verlegt; statt der Liebesbriefe las man Gebete, statt der Rosenlippen küßte man das Crucifix. — Man war auf vier und zwanzig Stunden fromm geworden, weil es die Mode so erheischte, und weil man den lieben Gott gerne übereden wollte, man sei sehr fromm und sehr zerknirscht, damit Gott alsdann die begangenen Sünden verzeihe, und man Absolution bekomme für neuzubegehende Sünden!

Niemand war aber vielleicht unzufriedener mit dieser ganzen Feierlichkeit, als der König selber, und es war nicht die heilige Bedeutung dieses Tages, sondern der Mißmuth, welcher sein Gesicht so ernst und finster machte.

Mit gerunzelter Stirne, die Hände auf dem Rücken gefaltet, ging er unruhig in seinem Schlafgemach auf und ab, während Pater Annart mit lauter näselnder Stimme ihm sehr feierliche, sehr zerknirschte Gebete vorlas.

Der König achtete wenig auf diese Gebete, er dachte an Luise La Vallière, und an die herrlichen Stunden,

die er gestern mit ihr verlebt, er dachte auch daran, daß er heute, der Sitte gemäß, das Parlament empfangen müsse, und daß dies in der That sehr unbequem und sehr lästig sei. Deshalb bedauerte er in diesem Augenblicke auch mit aufrichtigen Seufzern, daß Mazarin todt sei, der für ihn sonst immer so bereitwillig solche Regierungslasten auf seine Schultern genommen. Zuletzt dachte der König auch an sein Volk, und er beschloß, eine neue Auflage auszuschreiben, um Geld zu gewinnen zu seinem großen Schloßbau von Versailles. Er überlegte sodann, wie diese Auflage zu bewerkstelligen sei, denn da schon so ziemlich Alles, dessen das Volk bedurfte, mit Steuern belegt war, so erschien es allerdings schwierig, eine neue Steuer zu erfinden.

Man hatte schon eine Steuer für das Brodt, eine Steuer für das Fleisch, eine Steuer für die Wohnungen, eine Steuer für jedes einzelne Gewerbe, — denn da der König zu seinen Vergnügungen und Festen, zu seinen Bauten und Verschönerungen sehr viel Geld gebrauchte, so war es sehr natürlich, daß sein in Gott ergebenes Volk von seiner Armuth zahlen mußte zu den königlichen Ergötzlichkeiten.

Übrigens schienen diese Gebete des Beichtvaters doch

von sehr glücklichem Einfluß auf den König zu sein, denn sie begeisterten ihn zu einem sehr vortrefflichen Einfall.

Ich werde eine Kopfsteuer ausschreiben, dachte der König, und sein Gesicht erheiterte sich zu einem zufriedenen Lächeln, ja, ja, ich werde die Köpfe meiner Unterthanen besteuern! Dies ist sehr natürlich, und Niemand wird dagegen etwas einzuwenden haben! Es ist dies eine Steuer, die noch dazu von dem Belieben jeder Familie abhangen wird. Wer nicht viel Kopfsteuer zahlen will, der mag sich hüten, seine Familie durch neuen Kinderzuwachs zu vergrößern. Wollen die Leute einmal aber durchaus Kinder haben, nun, so mögen sie eine kleine Abgabe dafür zahlen! Es ist wohl sehr natürlich, daß jeder Unterthan dafür eine Abgabe zahle, daß ich mich herablasse, jedem Einzelnen, so niedrig und gemein er immer sei, zu gestatten, mich seinen Vater und gnädigen König zu nennen! Die königliche Gnade kann niemals zu theuer erkauft werden!

Aber aus so angenehmen Gedanken und Berechnungen ward der König durch ein sehr unangenehmes Gefühl aufgeschreckt.

Der König hungerte!

Ein heiliges Gesetz aller christlichen Völker gebietet, an dem Tage, an welchem man das heilige Abendmahl genießt, vor diesem Genusse mit keiner irdischen Speise den menschlichen Leib zu betheiligen, in welchen der Heiland und Messias heute seinen Einzug und seine Wohnung nehmen soll.

Alle Fürsten und Könige hatten sich vom Beginn der Christenheit an diesem heiligen Gebrauche unterzogen, — Ludwig der Vierzehnte durfte es daher nicht wagen, sich gegen denselben aufzulehnen. — Dieser Tag des heiligen Osterfestes, an welchem alljährlich der König communicirte, war daher der einzige Tag im Jahre, an welchem der König auf einige kurze Stunden die Leiden und die Qual seines Volkes theilte, an welchem er hungerte, gleich dem Geringsten seiner Unterthanen! Indessen ist es sehr natürlich, und von alten Zeiten her eingeführt, daß das Volk hungere, und daß es mit seinen vor Hunger zitternden Händen die mühsam erworbenen Pfennige darreiche, mit welchen man seinen Bissen Brod und seine kümmerliche Speise besteuert, damit durch solche Steuer der hungernden Armuth die Kassen des Königs gefüllt werde,

und er in Herrlichkeit und Freude, seinem Volke zur staunenden Lust, leben könne. — Das Volk kann hungern, denn es hat nichts weiter zu thun, als Abgaben zu zahlen, und sich regieren zu lassen, der König aber darf nicht hungern, weil er allein auf seine Schultern die schwere Last der Regierung genommen!

Das waren die Gedanken König Ludwig des Vierzehnten, während sein Beichtvater ihm die frommen Gebete, wie sie für ein zerknirschtes, christliches Gemüth dienlich sind, vorlas.

Der König aber war durchaus nicht zerknirscht, er war nur hungrig.

Er unterbrach daher den lesenden Beichtvater, indem er mit unwilligem Stirnrunzeln sagte: laßt es genug sein mit dieser frommen Litaney! Wir sind hinlänglich vorbereitet, und so laßt uns denn immerhin zur Kapelle gehen! Ich hoffe, die Königin wird bereit sein!

Es fehlt noch eine halbe Stunde an der anberaumten Stunde! sagte Annart feierlich. Sire, benutzt diese Zeit, um Euch mit Eurem Gotte zu versöhnen.

Aber mein Gott, rief der König unwillig mit dem Fuße stampfend, wollt Ihr mich denn verhungern lassen?

Seht Ihr denn nicht, daß ich ganz erschöpft und ermattet bin von dieser langen Entbehrung aller Nahrung.

Um so segensvoller wird die Wirkung der heiligen Gottesspeise für Euren königlichen Leib sein! sagte Pater Annart.

Nun, so laßt sie mich wenigstens bald genießen, rief der König, ja, auf der Stelle, wenn Ihr nicht wollt, daß ich sterbe vor Qual!

Mag der irdische Leib verderben, wenn nur das Heil der Seele gerettet ist! rief Annart.

Der König wandte ihm mit einem stolzen, verachtungsvollen Blick den Rücken und trat an seinen Schreibtisch. Dann nahm er ein Blatt Papier, und schrieb mit hastigen Zügen einige Zeilen. Als er damit zu Ende war, schellte er.

Ist der Hof bereit? fragte er den eintretenden Kammerdiener Germain.

Zu Befehl, Sire! alle Herrn des Hofes haben sich im Marmorsaal versammelt, und so eben hat die Königin mit ihren Damen ihre Gemächer verlassen, um sich gleichfalls dorthin zu begeben, und Ew. Majestät zu erwarten!

Wir wollen sie nicht lange warten lassen! sagte Ludwig von Frankreich hastig, und indem er Germain näher zu sich winkte, reichte er ihm das beschriebene Blatt Papier hin, und flüsterte ihm ganz leise zwei Worte in's Ohr.

Germain verbeugte sich tief, und verließ das Zimmer.

Und jetzt, sagte der König vergnügt, jetzt laßt uns zur Kapelle gehen!

Ohne eine Antwort seines Beichtvaters abzuwarten, verließ der König das Gemach, und begab sich in den Marmorsaal, wo der Hof sich versammelt hatte.

Während Ludwig seiner Gemahlin die Hand reichte, und sie in die Kapelle geleitete, begab sich Germain zu Luise La Vallière.

Es war dies heute ein sehr schmerzlicher, sehr demüthigender Tag für des Königs schöne Geliebte, denn sie war die Einzige von allen Damen des Hofes, welche nicht mit dem königlichen Paare zur Communion an den Tisch des Herrn treten durfte. — Der Erzbischof von Paris, welcher heute den Dienst verrichtete, hatte es ihr versagt, Theil zu nehmen an dem heiligen Abendmahl, weil sie einer ehebrecherischen und sündigen Liebe sich schuldig gemacht, und nur, wenn Luise

La Vallière nicht mit dem Hofe am Altare erscheine, hatte der Erzbischof sich bereit erklärt, den König zur Communion zuzulassen.

Luise La Vallière büßte daher nicht bloß für sich, sondern auch für den König! Dieser Gedanke war ihr ein Trost, aber dennoch weinte sie.

Germain wagte es nicht, nach der Ursache ihres Kummers und ihrer Thränen zu fragen, er reichte ihr also schweigend das Billet des Königs dar, und indem Luise La Vallière es empfing, fühlte sie ihre Thränen versiegen, und ihren Kummer enden.

Der König hatte also in dieser feierlichen Stunde ihrer gedacht, der König liebte sie also wirklich, denn selbst indem er seinem Gotte sich nahete, vergaß er nicht seiner Luise!

Sie drückte dieses Billet an ihre Lippen, dann las sie es, und ein anmuthiges Lächeln erhellte ihre schönen Züge.

Germain, sagte sie, der König ist hungrig! Er befiehlt, daß sogleich bei mir ein ausgesuchtes Dejeuner servirt werde. Se. Majestät will gleich, wenn er von der Messe kommt, hier bei mir dejeuniren. Ertheilt deshalb schnell die nöthigen Befehle!

Und nachdem Germain sie verlassen, eilte Luise, sich

an ihre Toilette zu begeben, um ihren königlichen Geliebten würdig empfangen zu können.

Diesen ganzen Tag verließ der König nicht das Zimmer der schönen La Vallière. — Der König hatte gehungert, es war daher sehr natürlich, daß er sich zu sättigen suchte, und indem er sich mit seiner Geliebten an der reich besetzten Tafel niederließ, sagte er: schaue nicht zu mir herüber, Luise, damit Du nicht aufhörst mich zu lieben. Ich werde essen, wie ein Wolf. Gäbe Gott, daß ich mir hinlänglich die Gunst des Papstes erwerben könnte, um von diesem lästigen Gesetze befreit zu werden, welches mir den Hunger gebieten will, — als ob man Gott würdig in sich aufnehmen könnte, wenn man von leiblichem Hunger geplagt wird! Ich meinestheils habe vor dem Altare an nichts weiter gedacht, als an diese schönen Pasteten und Speisen, welche mich hier erwarteten!

Und Luise La Vallière würzte ihm das Mahl mit anmuthigen Scherzen und liebreizender Heiterkeit. — Der König von Frankreich fühlte sich daher sehr zufrieden, und als er sich spät am Abende in seine Gemächer begab, sagte er zu seinem Vertrauten Germain: dies war einer der glücklichsten Tage meines Lebens!

Ich habe weder das alberne Geschwätz meines Hofes, noch die langweiligen Reden meiner Minister und Parlamentsräthe anzuhören gehabt. Man hat mir einen Tag gestattet, zu vergessen, daß ich König bin, um mich nur zu erinnern, daß es ein sehr schönes Ding ist um das Leben! In der That, diese Welt ist sehr schön, wenn nur ein König sich nicht immer plagen müßte für sein Volk! Mein Gott, man gestatte uns armen Königen nur zu vergessen, daß wir ein Volk haben, und wir werden sehr glücklich sein!

Aber der Frohsinn des Königs verschwand schnell, als er in sein Schlafzimmer trat, denn in demselben erwartete ihn Annart, welcher den ganzen Tag unter Seufzern und Weinen seines königlichen Gebieters geharrt hatte, um ihm die schwere und unverzeihliche Sünde begreiflich zu machen, welche er begangen, indem er, unmittelbar von dem Tische des Herrn kommend, zu seiner Geliebten gegangen!

Pater Annart empfing daher den König mit einer donnernden Strafpredigt, und indem er den Zorn des Himmels über den verhärteten königlichen Sünder herabbeschwur, sagte er in seiner Verzweiflung sich los von seinem unwürdigen Beichtkinde!

Der König erinnerte sich zu rechter Zeit des Versprechens, welches er seiner Geliebten gegeben. Er hörte daher diesmal nicht, wie sonst, die gerechten Vorwürfe seines Beichtvaters mit ruhiger Gelassenheit an, sondern, weil er fühlte, daß er Unrecht gehandelt, ereiferte er sich im Zorn gegen den, welcher es gewagt, ihn des Unrechts zu zeihen.

Es war ein heftiger und erbitterter Streit zwischen einem stolzen König und einem erbitterten Priester, aber diesmal siegte der König über den Priester.

Ludwig der Vierzehnte gab seinem Beichtvater in dieser Stunde mit festen und entschiedenen Worten seine Entlassung.

Das nicht war es, was Annart wollte. Er hatte den König demüthigen, er hatte ihn sich und seinem Priesterthum unterwerfen wollen, aber er war niemals auf den Gedanken gekommen, daß seine eigene Stellung erschüttert oder gar vernichtet werden könnte. — Es war ein so unerhörter Fall, daß ein königlicher Beichtvater seines Amtes entsetzt worden, wenn nicht irgend ein Verbrechen oder eine schwere Schuld gegen ihn gezeugt.

Pater Annart sagte daher mit stolzem, hochmüthigen

Ton: ich nehme meine Entlassung nicht an! Ich that nur, was meines Amtes ist, Niemand wird mich strafbar finden, weil ich meine Pflicht übte, und das sündige Gemüth meines königlichen Beichtkindes zur Reue und zur Erkenntniß zurückzuführen suchte!

Die Augen des Königs schleuderten Blitze, und sich in dem ganzen Stolz seiner königlichen Würde aufrichtend, sagte er: eine andere Sprache, mein Herr, wenn's beliebt! Vergeßt nicht, daß Ihr von heute an nichts seid, als ein Unterthan, welcher zu seinem König spricht!

Es ist also Euer Ernst, Sire? fragte Pater Annart bleich und zitternd. Ich bin also wirklich meines Amtes entsetzt und entlassen?

Ihr seid entlassen!

Aber das ist gegen alles Gesetz und Recht! schrie Annart.

Der König sagte stolz: des Königs Wort ist das Gesetz und das Recht dieses Landes! Der König sagt es Euch: Ihr seid entlassen! Und damit — Gott befohlen!

So sprechend trat der König mit einem stolzen Nei-

gen hinter die Vorhänge seines Bettes und winkte Germain, ihm beim Auskleiden behülflich zu sein.

Pater Annart verließ schweigend, Wuth im Herzen, das königliche Schlafgemach, welches er nie wieder betreten sollte! —

Und während der entsetzte Priester am andern Morgen die Zimmer der Königin mit seinem Jammergeschrei und seinen Klagen erfüllte, ging der König mit heiterm, triumphirendem Gesicht zu Luise La Vallière.

Nun, ich hoffe, Luise wird mit mir zufrieden sein, sagte er lächelnd. Ich habe mein Wort gelöst. Pater Annart ist entlassen, und ich habe nach La Chaise gesandt, und ihm befohlen, hieher zu kommen. Ich werde ihm in Eurem Beisein das Amt meines Beichtvaters übertragen!

Luise La Vallière warf sich mit lauten Dankesäußerungen in ihres Königs Arme!

Wenige Minuten später trat La Chaise in das Gemach. Kein Zug seines Angesichtes verrieth diesen Sturm taumelnder Freude, welcher sein Inneres bewegte. Mit der Ruhe und dem Gleichmuth eines Weisen hörte er dem Könige zu, welcher ihm in seiner kurzen und entschiedenen Weise seine Ernennung zum

königlichen Beichtvater ertheilte. Niemand konnte ahnen, daß dieses das Ziel gewesen, nach welchem La Chaise Jahrelang gestrebt, auf welches er Jahre lang all' sein Sinnen und Trachten, alle seine Gedanken und Handlungen gerichtet hatte, — La Chaise schien ganz ruhig, aber dennoch fühlte er sich fast sinnlos, ganz berauscht von stolzer Freude!

Ihr seid also von dieser Stunde an mein Beichtvater, sagte der König, und damit Ihr sofort Euer heiliges Amt beginnt, und es auf eine Eurer würdige Weise beginnt, will ich heute noch einmal communiciren!

Aber was wird der Hof, was wird die Königin dazu sagen? fragte Luise La Vallière.

König Ludwig antwortete stolz: Man soll sagen, „der König hat es gewollt, der König hat es gethan!" — Ach, mich belustigt es, diese Heuchler und Scheinheiligen, an deren Spitze die Königin steht, rasend zu machen vor Zorn! Sie sollen sehen, daß der König sich wenig kümmert, um ihre Anathemen und ihre Bannflüche! Ich will ihnen zeigen, daß der König zu jeder Stunde würdig ist, an den Altar Gottes zu treten, und das Abendmahl zu empfangen,

zu jeder Stunde, ob der König zuvor geflucht oder gebetet, gesündigt oder sich casteiet hat! Luise, noch einen Kuß! Und jetzt kommt, mein Herr Beichtvater, wir wollen die nöthigen Vorbereitungen treffen zur Communion!

Und der König, schon im Begriff das Zimmer zu verlassen, blieb plötzlich stehen.

Ach, ich vergaß, sagte er, La Chaise scharf fixirend. Diese Communion wird heute unmöglich sein! Ich habe schon gefrühstückt, ich bin nicht mehr nüchtern!

La Chaise verneigte sich tief: wollen mir Ew. Majestät erlauben, gleich mein Amt damit zu beginnen, daß ich es wage, Ew. Majestät zu widersprechen?

Sprecht immerhin, sagte der König.

So wage ich es denn zu behaupten, daß es kein Grund ist, Ew. Majestät vom heiligen Abendmahl zurückzuhalten, weil Ihr nicht nüchtern seid. Die Bedürfnisse des Leibes haben keine Gemeinschaft mit denen der Seele. Der Leib kann der Nahrung bedürfen, und gesättigt werden, ohne daß dadurch die Nüchternheit der Seele beschadet oder aufgehoben wird. Und da Ew. Majestät den lebhaften Wunsch haben, das heilige Abendmahl zu genießen, so geht daraus hervor,

daß Eure Seele noch nüchtern ist, und voll heiliger, hungriger Begierde auf die göttliche Speise!

Sehr wohl gesprochen! sagte Ludwig lächelnd. Aber nicht alle Geistliche meines Reiches und Hofes werden Eure geistreiche und weise Meinung theilen!

Doch könnte ich sogar die Autorität mehrerer Päpste für meine Meinung anführen, sagte La Chaise. Denn was die Päpste an einem Tage als zustehend erlaubten, das dürfen sie an einem andern Tage nicht für sündhaft erklären! Die Päpste aber haben ja erlaubt, daß die Könige von Frankreich an ihrem Krönungstage nicht nüchtern zu sein brauchen, sondern dejeuniren können, bevor sie zur Beichte und Abendmahl gehen *). Nun aber, ist nicht jeder Tag der Krönungstag des Königs? Setzt ihm nicht Gott an jedem neuen Tage die Krone auf, und heiligt ihn zu seinem irdischen Stellvertreter? In der Nacht ist der König nichts als ein schlafender Mensch! Aber Morgens, wenn die Sonne in ihrer Glorie emporsteigt, erhebt sich auch die Glorie des Königthums, und der schlafende Mensch richtet sich auf, um von der Sonne und dem

*) Histoire des Confesseurs des Empereurs, des Rois ets. par Grégoire.

Licht gekrönt, mit jedem Tage neu als König unter uns zu wandeln! Deshalb ist jeder Tag Euer Krönungstag, und es ist Euch an jedem Tage erlaubt, zu essen, bevor Ihr zu Abendmahl und Beichte geht!

Die Päpste, welche diesen Dispenz gegeben, sagte der König lächelnd, sie würden schwerlich Eure Auslegung gut heißen!

Doch lassen sie in mehreren Fällen Ausnahmen zu, erwiderte La Chaise. Der König Sebastian von Portugal genoß dieses, vom Papste ihm ertheilten Vorrechtes, ohne nüchtern zu sein, zu Beichte und Abendmahl zu gehen, eben so Kaiser Karl V. *) — Nun, ich dächte, es ist wohl die Frage erlaubt: was Karl V. gestattet war, warum sollte das Ludwig dem Vierzehnten verboten sein?

Ja, warum sollte das Ludwig dem Vierzehnten verboten sein! wiederholte der König, und indem er La Chaise seine Hand zum Kusse darreichte, wandte er sich mit einem anmuthigen Lächeln zu seiner Geliebten.

Luise, sagte er, ich danke Euch, Ihr habt mir da einen guten Rath ertheilt, und dem Pater Annart einen

*) Histoire des Confesseurs des Empereurs, des Rois etc. par Grégoire.

würdigen Nachfolger auserwählt. Ich bin sehr zufrieden mit meinem neuen Beichtvater, und damit er es auch mit mir sei, will ich das bisherige Gehalt erhöhen. Ich bewillige Euch sechstausend Livres jährlichen Einkommens, und weil Ihr mir ein guter Gesellschafter scheint, soll in Euren Gemächern Euch stets eine Tafel zu sechs Personen servirt werden, damit Ihr täglich Eure Freunde empfangen könnt *). — — Nein, keinen Dank! Laßt uns zur Communion gehen! —

Eine Stunde später hatte der erstaunte Hof das Schauspiel, König Ludwig, welcher erst gestern das Abendmahl empfangen, abermals communiciren zu sehen, während der neue Beichtvater, Pater La Chaise, dem Erzbischof im heiligen Dienste assistirte **).

*) Histoire des Confesseurs des Empereurs, des Rois etc. par Grégoire.

**) Vie du Père la Chaise Vol. I.

XIII.

La Chaise als Beichtvater.

La Chaise hatte also das Ziel erreicht, nach welchem er mit so glühendem, verzehrendem Eifer gestrebt! Er war der Beichtvater des Königs und stand so gewissermaßen dem Throne am nächsten. Es kam jetzt nur noch darauf an, sich in seiner Stellung fest zu setzen, sie zu einer unerschütterlichen, unumstößlichen zu machen!

Eingedenk der Worte, welche Mazarin zu ihm gesprochen, sagte La Chaise zu sich selber: Ich muß mir das unbedingte Vertrauen des Königs zu gewinnen suchen, ich muß mich ihm nothwendig und unentbehrlich machen, und da, wie Mazarin mit weisem Blicke erkannt, König Ludwig durchaus regiert sein muß, nun wohl, so werde ich es sein, der ihn regiert! Zur Reue und zur Buße ist der König noch zu jung, sein Herz hängt noch zu sehr an dem Leben und der Liebe!

Ich werde also damit beginnen müssen, der Vertraute seiner Freuden und Genüsse zu sein, um dereinst der Vertraute seiner Reue und Zerknirschung zu werden. Der lebenslustige, genußsüchtige König hat nichts zu schaffen mit Gott, aber den entnervten und übersättigten König werde ich dereinst zu schrecken wissen mit der grauenvollen Majestät des zürnenden und strafenden Gottes!

Und getreu diesen Grundsätzen ward La Chaise nicht allein der Vertraute der Schwelgereien und Vergnügungen seines Königs, sondern er theilte sie, und wußte durch verlockende Schilderungen den König immer auf's Neue zu reizen, immer auf's Neue seine Phantasie durch entzückende Bilder aufzustacheln! — Man lebte in einem Taumel der Vergnügungen und Lust; jeder Tag brachte neue Feste, in jeder Stunde mußte ein neuer, raffinirter Genuß erfunden werden!

Das Volk ächzte unter der Last der Abgaben, es heulte und schrie unter der Pein des Hungers und der Entbehrungen, — bei Hofe vernahm man nichts davon, unter den Jubelklängen der Lust erstarb die Wehklage des gemarterten Volkes, unter dem Lachen der Freude ward das Schluchzen der Verzweiflung erstickt.

— Man war sehr glücklich an diesem Königshofe, — was hatte also der König, da Er glücklich war und zufrieden, was hatte der König also zu fragen nach den Leiden und der Qual seines Volkes!

Gott hat das Volk nur geschaffen um der Könige und Fürsten willen, und es sind eitle Thoren und Narren, die da vermeinen, nur um des Volles willen seien die Könige da! — Das Volk ist nur da, um ein wenig beizutragen zu der göttlichen Majestät der Könige, das Volk ist nur da, um im Staube zu kriechen vor seinem Könige, um zu gehorchen und zu leiden, um zu dulden und zu entbehren!

L'Etat c'est moi! Dieser Grundsatz der Völkererniedrigenden Königswürde, Ludwig der Vierzehnte war es, der ihn mit ätzenden Flammenzügen in das zuckende Herz seines Volkes eingegraben, und sein Beichtvater La Chaise hat ihm dabei die Hand geführt! La Chaise, welcher, um der königlichen Eitelkeit zu schmeicheln, Ludwig den Vierzehnten glauben machte, ein König sei erhaben über jeden Tadel und jede Strafe, ein König sei, als die Ausstrahlung Gottes, gewissermaßen eine irdische Gottheit selber, und unantastbar in der Glorie seiner Würde!

Aber während La Chaise den König jeden Tag auf's Neue zu schwelgerischen Genüssen verleitete, indem er ihm jeden Tag auf's Neue die Vergebung seiner Sünden und die Langmuth des Herrn verkündete, war er doch bemüht den König zu dem äußern Anschein der Tugend zu bewegen, und ihm einen frommen Mantel umzuhängen, unter welchem er seine lasterhaften Freuden und seine ehebrecherischen Genüsse verbergen konnte. — Er wollte den König allmälig an die Frömmigkeit und die zerknirschte Demuth gewöhnen, er sollte damit beginnen, die Frömmigkeit zu heucheln, um damit aufzuhören, von dieser Frömmigkeit beherrscht und geknechtet zu werden!

Der Pietismus und die heuchelnde Frömmelei, La Chaise war es, der sie erfunden, La Chaise war der Gärtner, welcher aus dem mit Lastern und Verbrechen gedüngten Boden diese Blüthe der Sünden hervortrieb, und diese Blüthe, sie ist nimmer wieder verdorrt, sie ragt hinüber bis in unsere neuesten Zeiten. Der Pietismus, diese Blüthe der Sünde, welche in ihrem Kelche die Gnade und Königsgunst, die Ehre und den Reichthum birgt, er ist seitdem Eigenthum aller Völker geworden, er ist die Zuchtruthe der Völ-

ker, und von dem berauschenden Dufte dieser Sündenblüthe werden die Könige entnervt, um statt Herrscher Betbrüder zu werden.

Seit La Chaise den Pietismus erfunden, hat Gott aufgehört der Gott der Liebe zu sein, um sich in dem Munde dieser Heuchler in einen Gott des Schreckens und der Strafe zu verwandeln! Die Erde, welche Gott so schön geschaffen, sie soll seitdem nur noch ein Zuchthaus der sündigen Menschheit sein, ein Zuchthaus, aus welchem die Freude verbannt ist, und das heitere Lachen, wo man Gebete plärrt, und die Augen verdrehend, den Sündern flucht, welche Gott lieben mit heiterer Frömmigkeit und des Lebens genießend!

Wie gesagt, La Chaise war es, welcher den Pietismus erfunden! Und König Ludwig der Vierzehnte war La Chaise's erster Schüler!

Man prahlte nicht mehr mit seinen Lastern, man rühmte sich nicht mehr seiner verbrecherischen Freuden, man schwelgte und sündigte, berauschte und genoß in der Stille und unter dem Schweigen der Nacht, man betete, und kasteiete sich vor der Welt, man faltete die Hände und betete in der Öffentlichkeit und bei der Helle des Tages!

La Chaise lehrte den König heucheln, und er heuchelte mit ihm! Er wollte sich den Ruf eines Heiligen und Frommen erwerben, und zugleich der vollen Lust des Lebens genießen! Er begehrte nicht allein Reichthum und Macht, Ansehen und Größe, er verlangte auch das Vergnügen und die Freude, die Liebe und die Genüsse der Tafel.

Es belustigte ihn, die Frauen zu betrügen, sie an seine Liebe Glauben zu machen, und sie hohnlachend zu verlassen, wenn sie ihn liebten. Während man ihn am Tage nur beschäftigt sah mit frommen Werken, während er stets Gott und die heiligen Lehren der Bibel auf der Zunge trug, flüchtete er sich Abends in das stille, einsame Haus, welches der König ihm geschenkt, damit der Priester sich dasselbe zu einem Tempel der Freude umgestalte! Am Tage war La Chaise der Priester Gottes, am Abend, in seinem stillen Hause im Faubourg St. Antoine, war er der Priester des Vergnügens! Da hörte man hinter den geschlossenen Fensterladen lautschallende Gesänge taumelnder Freude, da hörte man die Becher klirren und die Würfel rollen, da vernahm man das Seufzen der Liebe und den Angstschrei der verführten, verleiteten Unschuld! Da

rächte sich der Priester La Chaise an der Menschheit, welche er verachtete, indem er hohnlachend ihre heiligsten Gesetze mit Füßen trat, und ungerührt von der Klage der Unschuld und ohne Mitleid für die Verzweiflung des verlierenden Spielers, in Entzückungen schwelgte, welche ihm durch das Leid und die Klage derer, die er verdarb, nur noch piquanter und herrlicher erschienen!

La Chaise verachtete die Menschheit, und er wollte doch über ihr herrschen, um jeden Preis! Er lernte es daher, sich im Staube zu bücken vor den Großen und Mächtigen, und nur Die seinen Stolz empfinden zu lassen, welche ihm nicht zu nützen vermogten! Er war ein vollendeter Heuchler und Jesuit! Vielleicht gab es an diesem ganzen so üppigen und lebenslustigen Hofe Ludwig's des Vierzehnten keinen ausschweifenderen Wüstling, als La Chaise, und dennoch sah man ihn unter den Hofherren, deren Frauen er verführte und schändete, einherschreiten mit der Miene der Andacht und Unschuld und der rückhaltsvollsten Bescheidenheit! *)

Aber während die Höflinge schon zu zittern began-

*) Histoire du Père la Chaise. Vol. I.

nen vor diesem machtvollen und schlauen Günstling, der es sogar verstanden sich zum Freunde und Vertrauten von Louvois, dem grausamen und blutdürstigen Kriegsminister Ludwig's zu machen, gab es an diesem Hofe doch einen mächtigen und unversöhnlichen Feind des neuen Beichtvaters, einen Feind, der es verschmähete, mit den heimlichen Waffen der Bosheit im Verborgenen zu kämpfen, sondern der frei und offen es wagte La Chaise gegenüber zu treten, und ihn zu verhöhnen mit seiner Frömmigkeit, indem er ihn laut der Sünde anklagte!

Dieser Feind war der Sieger von Rokroy, der Prinz von Condé, welcher es La Chaise niemals vergessen konnte, daß er durch ihn nicht allein seine Geliebte, sondern den Glauben an die Frauen überhaupt, verloren hatte! —

Condé hatte dem Priester Rache geschworen für jene Stunde, in welcher er auf ewig die Marquise von Chatillon aus seinem Herzen verbannte, und Condé war der Mann dazu sein Wort zu halten!

Das wußte La Chaise, und er zitterte vor Condé's Rache, wie das Kind vor dem Rollen des Donners!

Jeder von ihnen Beiden schwur daher das Verder-

ben des Andern, es kam nur darauf an, wer von ihnen Beiden den ersten Schlag führen konnte!

La Chaise hatte für sich den König und des Königs schöne Geliebte Luise La Vallière, er nannte den gewaltigen Louvois seinen Freund und vor dem mächtigen Beichtvater neigte sich ehrfurchtsvoll und demüthig der Schwarm der Höflinge.

Condé, als der Freund der Königin, und außerdem als früherer Rebell von Frankreich, beargwohnt von Ludwig, stand schwankend in der Gunst des Königs, aber fest gesichert in der Gunst des Volkes und der Edlen!

Man sah den königlichen Prinzen selten bei Hofe, aber desto öfter in Gesellschaft ausgezeichneter Gelehrten oder im Theater. Condé tröstete sich bei den Wissenschaften und Künsten über den Verlust seiner so lange und treu gehegten Liebe!

Bei Hofe schwelgte und betete, litaneiete und genoß man! Und der König hatte seinem Beichtvater für einen neuen, wundervollen Genuß dankbar zu sein, denn La Chaise war es gewesen, welcher Ludwig von Frankreich das Entzücken kennen lehrte, Trüffeln zu essen!

Trüffeln! Welch eine Harmonie und Musik lag nicht schon in dem Worte, wie ließ sich nicht schwelgen in dieser einzigen, unvergleichlichen Speise! Der König nannte sich den glücklichsten Mann seines Reiches, denn er hatte eine neue Lebensfreude gewonnen, er hatte die Trüffeln kennen gelernt!

Und niemals, nein niemals fühlte sich La Chaise so andachtsvoll, so gottdurchdrungen, als wenn er Trüffeln aß, und er aß sie jeden Tag, sie durften niemals auf des Beichtvaters reichbesetzter Tafel fehlen, und er segnete seinen alten getreuen de Vaur, welcher ihm diese so kostbaren und herrlichen Trüffeln aus dem Languedoc gesandt hatte!

Uebrigens stritten sich die Höflinge um die Gunst zur Tafel des Beichtvaters zugelassen zu werden, denn man war da der ausgesuchtesten Speisen, der herrlichsten Weine gewiß, und selbst Louvois, der mächtige und gefürchtete Minister, verschmähete es nicht, an der Tafel La Chaise's zu erscheinen, und diese herrlichen Trüffeln von Languedoc zu genießen, welche Niemand so ausgezeichnet zu bereiten verstand, als der Koch des Beichtvaters La Chaise.

XIV.

Tartüffe.

Es war an einem hellen schönen Sommertage, als in den schattigen Gängen des Gartens von Fontainebleau zwei Männer plaudernd auf und ab wandelten. Arm in Arm, in heiterm Geplauder, gingen sie durch die Alleen dahin, und wo ihnen irgend ein Hofherr begegnete, da blieb er ehrfurchtsvoll und sich tief verneigend stehen, um, wenn die Beiden vorüber, ihnen mit dem Ausdruck des Spottes und der Verwunderung nachzublicken.

In der That, es war auch etwas ganz Unerhörtes, was sich da begab, etwas ganz Unerhörtes, kaum Glaubliches, daß ein Prinz von königlichem Geblüt Arm in Arm ging mit einem Dichter, der sogar nebenher auch noch zu der geächteten und aus der Gesellschaft und Kirche verstoßenen Klasse der Schauspieler gehörte!

Denn diese Beiden, welche da auf und nieder wandelten, sie waren Niemand anderes, als der Prinz von Condé und der Dichter und Schauspieler Molière.

Sie achteten weder auf die ehrfurchtsvollen Verneigungen, noch auf die Verwunderung der Höflinge, denn sie waren zu sehr mit sich selber beschäftigt und mit Dem, was sie einander zu sagen hatten. Es war eine treue und lang dauernde Freundschaft, welche diese beiden Männer verband, eine Freundschaft, welche dem Einen wie dem Andern zum Ruhme gereichte. Denn wenn Condé ein Prinz war, so war Molière ein König der Dichter, und wenn Condé auf dem Schlachtfelde sich Lorbeeren erworben, so hatte die Muse der Dichtkunst Molière mit dem Lorbeer unsterblichen Ruhmes gekrönt!

Sie hatten sich lange nicht gesehen die beiden Freunde, denn Condé liebte es in seinem Schlosse zu Chantilly auszuruhen von den heuchlerischen und ermattenden Freuden des Hoflebens, und der Dienst als Director der königlichen Schauspiele hatte Molière an das königliche Hoflager, welches sich eben in Fontainebleau aufhielt, gefesselt!

Es war daher natürlich, daß sie sich sehr viel zu erzählen, sehr viel mitzutheilen hatten!

Molière hatte dem Prinzen erzählt von den Leiden und Freuden seines Theaterlebens, und Condé hatte in die Brust des Freundes seine Klagen ergossen über unverdiente Kränkungen und Zurücksetzungen, welche er vom König erfahren.

Dann waren sie ein wenig auf die chronique scandaleuse gekommen, und dies war ein unerschöpfliches Thema, das Beide mit großem Witz und bewunderungswürdiger Schärfe auszubeuten verstanden. Man hatte alle die geheimen Liebesintriguen und Kabalen sich erzählt, man hatte weder die Damen, noch die Männer geschont, man hatte die erstern verächtlich, die letztern lächerlich gemacht, und dabei hatte man natürlich sehr viel gelacht und sich sehr gut unterhalten.

Oh, sagte Condé jetzt, alle diese Dinge sind sehr lächerlich, sehr verächtlich, es ist wahr, aber man kann sie vergessen, und eben darüber lachen! Ich kenne nur Einen Mann an diesem Hofe, den ich eben so sehr hasse, als ich ihn verachte, und der mich niemals lachen, vielmehr mein Herz erbeben macht in Zorn und Rachedurst!

Molière's klares und helles Auge ruhte mit durchdringendem Blicke auf dem Angesichte des Freundes.

Kenne ich diesen Feind? fragte er.

Der Prinz drückte heftig des Freundes Arm, und sagte hastig: Kennst Du die Schlange, welche leise und unhörbar durch das Gras hinschlüpft, und mit feiger Tücke ungesehen ihren Feind in die Ferse sticht, statt ihm offen entgegen zu treten? Kennst Du das Chamäleon, welches in allen Farben glänzt, und heute diese, morgen jene Gestalt annimmt? Kennst Du das Crocodill, welches Thränen vergießt, indem es mordet, oder den Shakal, welcher lacht, indem er seiner Beute das Blut aussaugt?

Molière unterbrach ihn, und indem er die Stimme Condé's annahm, sagte er: Kennst Du dieses buntscheckige Thier, das Abends ein Wüstling und Roué, und Morgens ein Priester und Weiser scheint, das in dieser Stunde Beichtvater und in jener Sündendiener heißt? Kennst Du diese Mißgeburt von Heuchelei und Klugheit, welches den Anakreon mit der Bibel, und den Messias zuweilen mit dem Anteros verwechselt?

Ah, Du kennst ihn also, diesen Feind! sagte Condé aufathmend.

Ich kenne ihn, und wenn er Euer Feind ist, wie Ihr der seinige, so zittere ich für Euch!

Er soll vor mir zittern! sagte Condé zähneknirschend.

Er ist mächtiger, als Ihr, mein Prinz, denn er hat für sich die Gunst des Königs, der königlichen Maitresse und des Ministers Louvois. Hütet Euch vielmehr ihn zu reizen! Ihr sagtet es schon zuvor, er ist eine Schlange, welche ungesehen und feig ihren Feind in die Ferse sticht!

Bah, Condé fürchtet sich niemals! sagte der Prinz stolz. Ich habe mir geschworen, Rache zu nehmen an diesem Priester, und beim ewigen und allmächtigen Gott, ich werde mein Wort lösen! Du, Molière, mußt mir dazu behülflich sein!

Ich? fragte Molière verwundert. Was kann Euch der arme Dichter nützen?

Du allein kannst mich rächen! sagte der Prinz lebhaft. Denn mit welcher Waffe soll man kämpfen gegen einen Priester? Er ist kein Ritter, um mit dem Schwerdte gegen ihn zu kämpfen! Seine Verbrechen, so groß sie immer sind, sie werden doch geheim genug geübt, um ihn vor der Strafe der Justiz zu sichern! Wir können ihn nicht im ehrlichen Kampfe tödten,

wir können ihn nicht als Verbrecher hinrichten, aber wir können ihn lächerlich und verächtlich machen, das ist die Waffe, mit welcher wir ihn tödten können!

Molière wiegte sinnend das Haupt. Ich verstehe Euch nicht, mein Prinz! sagte er.

Dann willst Du mich nicht verstehen! rief Condé stirnrunzelnd. Wie, der Dichter der Précieuses ridicules sollte nicht wissen, welches die Waffe ist, mit welcher wir diesen Priester lächerlich und verächtlich machen wollen? Ah, ich sage Dir, Molière, dieser Haß und Rachedurst, er hat mich selber fast zu einem Dichter gemacht! Ich trage da in meinem Hirn diese geharnischte Minerva meiner Rache!

Und ich soll der Hephaistos sein, welcher den Zeus entbindet! sagte Molière mit einem feinen Lächeln. Ich soll meinen Précieuses ridicules einen Bruder geben und einen Prêtre ridicule schreiben, ist's nicht so?

Condé drückte ihm innig die Hand. Ah, ich wußte, daß wir uns verstehen würden, rief er aufathmend.

Aber vom Verständniß bis zur Ausführung ist noch eine weite Kluft, sagte Molière.

Ich trage den ganzen Plan dieses Stückes in mir! rief Condé. Ich sehe jede Scene, jeden Act ganz deutlich vor meinem innern Auge. Ah, es wird entzückend sein, diesen Priester zu sehen, wie er heuchelt und die Augen verdreht, und fromme Worte spricht, während sein Mund lüstern lächelt und seine Arme sich unwillkührlich ausstrecken, das hübsche Kammerkätzchen zu umfangen, der er eben von Tugend predigt!

Und während der Prinz so sprach, hatte Molière's Antlitz plötzlich einen andern Ausdruck angenommen. Seine Augen blitzten im Feuer der Begeisterung, und waren doch starr und weit in das Nichts gerichtet, — es war ein Moment des innern Schauens, der dichterischen Begeisterung, — sein Haupt war vorwärts geneigt, seine Mienen hatten den Ausdruck gespannter Aufmerksamkeit, der Dichter horchte auf die flüsternden Stimmen, welche in seiner Seele hörbar wurden.

Ja, ja, so ist es! rief Molière endlich, und seine Stimme zitterte in Begeisterung und Freude. Ich sehe ihn vor mir wandeln, diesen scheinheiligen Heuchler! Still, hört Ihr ihn nicht reden mit diesem näselnden Ton der Heuchler, seht Ihr nicht, wie er das Haupt demüthig neigt vor den Großen, und es übermüthig

erhebt vor den Kleinen und Niedrigen? Seht Ihr nicht, wie er die krallenden Hände ausstreckt nach dem Gebetbuch, und doch statt dessen den Beutel mit Gold packt, welcher daneben liegt? Seht Ihr nicht, wie der Faun hervorblickt unter der Priesterlarve, und wie seine Hand, welche das Kreuz machen will über der knieenden Sünderin, sich vergißt, und statt das heilige Zeichen zu machen, dem Mädchen in die rothen Wangen kneift? Ah, mein Prinz, ich danke Euch! Ihr seid mir wie ein Moses erschienen, der einen Quell aus dem Felsen weckte. Mein Gott, wie ist es nur möglich, daß dieses Stück noch nicht da ist, daß ich es noch nicht geschrieben habe?

Ich werde also endlich gerächt werden! sagte der Prinz triumphirend.

Ja, Ihr, wir Alle, ganz Frankreich soll gerächt werden an diesem heuchlerischen Priester! rief Molière begeistert, und indem er den Freund in eine der einsamen und stillen Alleen hineinzog, begann er mit fliegender Beredtsamkeit ihm die Scenen dieses neuen Stückes, wie sie eben seine reiche Phantasie ihm eingab, zu schildern.

Das Stück ist fertig, es ruht ganz vollendet in mir,

sagte Molière endlich, ich habe nichts weiter zu thun, als es niederzuschreiben! Es fehlt nur noch Eins, — der Titel nämlich!

Wir nennen es einfach: der Beichtvater! sagte Condé.

Das ist unmöglich! Ich würde keine Schauspieler finden, die den Muth hätten, in solch gefährlichem Stücke zu spielen. Nein, ich muß vielmehr bedacht sein, das Ganze so einzurichten, daß man zwar genau den Character erkennen kann, aber keine persönlichen Beziehungen heraus zu finden vermag!

Du hast Recht, Du bist nicht bloß ein Dichter, sondern auch ein Weiser, sagte Condé. Nun also, wie nennen wir das Stück?

Ja wohl, wie nennen wir es nur? fragte Molière sinnend.

In diesem Augenblick drang eine laute und scharfe Stimme an ihr Ohr.

Es giebt nichts Köstlicheres, nichts Erhabeneres als diese Trüffeln! sagte diese Stimme.

Molière und Condé waren, ohne darauf zu achten, in die Nähe dieses kleinen achteckigen Pavillons gekommen, welcher, versteckt im Gebüsch, am Ende des Parkes lag, und in welchem, wenn der Hof in

Fontainebleau verweilte, La Chaise seine Wohnung hatte. —

Jetzt, an einer Biegung der kleinen finstern Allee, hatten sie diesen Pavillon grade sich gegenüber, und während die Bäume sie verdeckten, konnten sie Alles beobachten, was in dem Pavillon vorging.

Die Thüren desselben waren weit geöffnet, und unter der kleinen Säulenhalle, welche den Perron des Pavillons umgab, war ein Tisch servirt. An demselben saßen drei Männer, deren erhitzte Gesichter, deren weinglühende Augen genugsam verriethen, daß sie nicht allein den köstlichen Gerichten, sondern auch den Gaben des Bachus tapfer zugesprochen.

Diese drei Männer waren La Chaise und seine beiden Tafelgäste Louvois und der Herzog von Villeroi. — Ihr Diner war zu Ende, und unfähig eines weitern und fortgesetzten Genusses, schwelgten sie nur noch in der Rückerinnerung des Genossenen, und da sie sich vollkommen unbemerkt glaubten, überließen sie sich ganz diesen seligen Erinnerungen.

Sie sprachen von den köstlichen Weinen, welche sie getrunken, von den herrlichen Speisen, welche sie genossen, sie sprachen mit lallender Zunge und schwan-

kenden Häuptern, denn der Wein wollte ihnen beweisen, daß er Macht genug besitze, selbst die Stärksten zu überwinden!

Es ist ein göttlicher Wein, dieser Champagner, lallte Louvois. Das ganze Reich meines Königs ist nicht so viel werth, als dieses Departement der Champagne, welches diesen köstlichen Rebensaft liefert.

Ihr lästert! ächzte der Herzog von Villeroi. Die Champagne ist nichts im Vergleich mit diesem göttlichen Boulogne, dem wir das Schönste, das Bezauberndste verdanken, was es auf der Welt giebt, die Austern nämlich.

Austern sind auch nicht übel, schluchzte Louvois, mit brechenden Augen, schon im Begriff einzuschlafen. Austern sind nicht übel, aber Champagner ist mir lieber, viel lieber, ja viel lie —.

Und die Stimme Louvois verlor sich in undeutlichem Gemurmel.

Und das, seufzte Condé, die Hand seines Freundes heftig drückend, das sind die Männer, welche über Frankreich regieren. Der Minister der Polizei schwärmt für den Champagner, der Minister des Krieges preist die Austern, und diese taumelnden Schlemmer halten

in ihren Händen das Schicksal vieler Millionen ihrer Brüder, sind die Herrn über Glück und Unglück eines ganzen Volkes! Oh mein Frankreich, mein armes Vaterland, wehe über Dich, daß Du solchen Menschen als Beute fällst!

Still, still, sagte Molière leise und hastig. Seht Ihr denn nicht, daß dies eine der erhabensten, der vollendetsten Scenen ist? Ich sage Euch, ich könnte freudig diese Minute mit einem Jahr meines Lebens bezahlen! Still, still, mein Prinz! Seht ihn nur an, diesen Priester! Seht dieses halb stupide, halb üppige Lächeln, das seine hängende Unterlippe umspielt, seht nur diese verglasten und doch blitzenden Augen, und wie er die Nüstern bewegt, und wie er mit lallender Zunge einzelne Worte murmelt, und wie sein Gesicht glüht von den Dünsten des Weins, und wie er mit den Lippen schnalzt gleich einem wiederkäuenden Thier! Oh es ist eine Gnade Gottes, daß er uns diesen Mann so sehen läßt! So, grade so soll er sein in meinem neuen Stück! Aber horcht, jetzt spricht er laut! Haltet den Athem an, laßt uns lauschen!

Wirklich begann La Chaise in diesem Augenblick sich

aus diesem Zustand der Lethargie, in welchem er bis dahin versenkt gewesen, zu erheben.

Er heftete seine schweren, müden Blicke auf Louvois und Villeroi, und ein albernes Lächeln überflog seine erschlafften Züge.

Austern sind ein gutes Ding, sagte er mühsam und stammelnd, Champagner ist auch nicht übel. Aber was ist das Alles, ja, was ist das Alles —

Seine Zunge ward schwerer, sein schlackerndes Haupt sank tiefer auf seine Brust, und mit mühsam stammelnder Zunge, halb schon im Schlaf, murmelte er: was ist das Alles, Alles, gegen diese himmlischen, gottgesegneten Trü — Ta, Ta, Tartrüffe, gelobt sei Gott für die Ta Ta Tüffe!

Wollt Ihr den Titel meines Stückes wissen? fragte Molière mit freudestrahlenden Blicken. Seht diesen Mann Gottes an, seiner stammelnden Zunge verdanke ich diesen Titel. Wir nennen meinen Heuchler Tartüffe, und Tartüffe ist der Titel meines Stückes!

XV.

Monsieur le président ne veut pas, qu'on le joue!

Und Condé's Rache ward erfüllt! Nach langen Kämpfen, nach Widerwärtigkeiten und Zwistigkeiten jeglicher Art schritt endlich Molière's Tartüffe über die königliche Bühne. Der König mit seinem ganzen Hofe wohnte der Vorstellung bei. Niemand hatte bis dahin den Inhalt des Stückes genau gekannt, denn der Prinz Condé und Molière waren klug genug gewesen, Niemand denselben zu verrathen.

Es war daher eine vollständige Ueberraschung, und der Prinz Condé genoß mit triumphirender Freude dieses Anblickes eines staunenden, ängstlich lauschenden Hofes, und dieses bald erbleichenden, bald erröthenden Beichtvaters! Denn La Chaise selber war gekommen, diesem Schauspiel beizuwohnen, ahnungslos war er

da, seinem eigenen Gerichte beizuwohnen! Wuth und Rache im Herzen mußte er dennoch heiter scheinen, mußte lächeln, um nicht ahnen zu lassen, daß er sich selber erkannt in diesem scheinheiligen, üppigen Heuchler!

Wie gesagt, es war ein vollständiger Triumph, welchen Condé feierte, — der Hof hörte und sah anfangs mit sprachlosem Erstaunen, mit zitternder Angst, dann konnte man sich bald eines schadenfrohen Lächelns nicht mehr erwehren, und als endlich im dritten Act Tartüffe selber auf der Bühne erschien, brach das unwillkührlich fortgerissene Publikum in einen wahren Sturm von Beifallsbezeugungen aus!

La Chaise bebte vor rasendem Zorn, aber er gewann es über sich, zu lächeln und zu applaudiren!

Es ist bekannt, welche Zerwürfnisse und Streitigkeiten diese erste Aufführung des Tartüffe zur Folge hatte. — La Chaise rief in donnernden Strafreden den Zorn des Himmels herab auf die Uebelthäter, welche es wagten, Gott zu lästern, indem sie seine Diener schändeten und verleumdeten. Er wußte mit seiner hinreißenden Beredtsamkeit den Präsidenten Lamoignon für seine Ansicht zu gewinnen, und als am andern Tage ganz Paris herbeiströmte, um den Tartüffe zu sehen,

von welchem Jeder wußte, daß er der Pater La Chaise sei, ward dem neugierigen, erwartungsvollen Publikum der Eintritt in das Theater verboten. Aber das Publikum, empört über solche Knechtung seiner Geistesfreiheit, erstürmte mit Gewalt die verbotenen Pforten, es reihete sich in den Plätzen auf, es schrie und brüllte nach dem Tartüffe, es verlangte um jeden Preis, ihn zu sehen!

Vergebens beschwur Molière fast mit Thränen den Präsidenten Lamoignon, das Verbot zurückzunehmen! Lamoignon war unerbittlich, denn La Chaise war sein Freund und von mächtigem Einfluß beim Könige, es war daher vortheilhafter, La Chaise's Willen zu thun, als Molière's Bitte zu erfüllen, und deshalb vermogten weder des Dichters Bitten, noch seine hinreißende Beredtsamkeit, den Präsidenten Lamoignon zu einem andern Entschlusse zu bewegen!

Das Publikum heulte und schrie noch immer da draußen nach dem Tartüffe. Molière, müde des vergeblichen Bittens, Wuth und Zorn im Herzen, befahl den Vorhang aufzuziehen, und trat dann hinaus auf die Bühne.

Eine erwartungsvolle Stille trat ein, Jeder hielt

den Athem an und lauschte, und diese ganze, so stürmische, so leidenschaftliche Menge, sie war jetzt von einem einzigen, gemeinsamen Gedanken gefesselt, — sie wollte hören, was Molière sprechen würde.

Molière verbeugte sich, seine Augen schleuderten Blitze, und seinem Zorne und seinem Rachedurst nachgebend, nur eingedenk dieser halsstarrigen Weigerung Lamoignon's, sagte er mit seiner klaren, vollen Stimme: Die Aufführung des Tartüffe wird nicht statt finden. Der Herr Präsident will nicht, daß man ihn darstellt! (Monsieur le président ne veut pas, qu'on le joue!)

Ein rasendes Gelächter, ein Brüllen des Beifalls beantwortete dieses sanglante Wortspiel Molière's, und das vorher so zornige, so aufgebrachte Publikum verließ jetzt lachend und entzückt das Haus, denn Molière hatte es für das verbotene Stück reichlich entschädigt durch dieses beißende Wortspiel.

Von nun an hatte Lamoignon mit La Chaise die Ehre zu theilen, das Urbild des Tartüffe genannt zu werden, und wo man dem Präsidenten, wo man dem Beichtvater begegnete, da flüsterte man leise und mit unwillkührlichem Lächeln: Il ne veut pas, qu'on le joue!

Aber La Chaise's Zorn begnügte sich nicht mit diesem Verbote allein. Er wußte die ganze Geistlichkeit in Zorn zu setzen über dieses verdammungswürdige Theaterstück! Von allen Kanzeln hernieder tönten Flüche und Verwünschungen gegen das Stück und dessen gotteslengnerischen Verfasser. Man schleuderte die fürchterlichsten Anathemen gegen Molière, man fluchte dem Volke, weil es, statt den Lästerer Gottes und der Kirche zu steinigen und sein Werk zu verbrennen, dem Dichter statt dessen mit begeisterungsvollster Liebe anhing, und in dankbarer Anerkennung den pries, welcher den stolzen Muth gehabt, diese stolze, heuchlerische Priesterschaft, diese Geißel des Volkes selber zu geißeln und sie dem Spotte und der Verachtung Preis zu geben.

Frankreich, das arme, leidende, von seinem Könige vergessene, von seinen Priestern geknechtete, von seinem Adel ausgesogene Land, es vergaß einen Augenblick seiner Leiden und seines Jammers, um sich an der Wuth seiner Peiniger zu laben, um sich zu freuen an dem Stirnrunzeln der Priester, und diesen donnernden Zornesworten und Flüchen zuzuhören, welche die Priester der christlichen Liebe und Verzeihung gegen Den

schleuderten, welcher es gewagt, ihnen ein wenig die Maske vom Angesichte zu ziehen!

Das Volk hörte seine Prediger donnern und lachte dazu, und während die Priester ihm fluchten, segnete das Volk seinen Dichter, seinen Molière!

Ein Jahr verging über diesen Streitigkeiten! König Ludwig, hochherziger gesinnt, wie die Könige unserer Zeit, entschied durch ein Machtwort die Kämpfe des Publikums und der Geistlichkeit, entschied sie zu Gunsten des Publikums!

Er erlaubte seinem Volke die Darstellung dieses Heuchlers und Pietisten zu genießen, und da es in der Wirklichkeit nicht sein konnte, sich doch wenigstens in der Dichtung zu freuen an der Bestrafung des entlarvten Heuchlers, des scheinheiligen Tartüffe oder La Chaise!

XVI.

Frau von Montespan.

Indeß hatte selbst diese öffentliche Verspottung und Verhöhnung die Zuneigung des Königs zu seinem Beichtvater nicht geschwächt! La Chaise verstand es, sich seinem königlichen Beichtkinde immer unentbehrlicher zu machen, indem er seinen Neigungen fröhnte, und für jede Sünde und Ausschweifung seines Königs eine Entschuldigung, einen schonenden und mildernden Gesichtspunkt fand.

Diese Milde und Nachsicht, welche in so schneidendem Contraste stand zu den fanatischen Bußpredigten Pater Annart's, that dem Könige unendlich wohl! Es war ihm so unbequem gewesen, immer diese Strafreden anzuhören, immer schweigen zu müssen zu den

anschuldigenden, verdammenden und demüthigenden Worten Annart's.

La Chaise machte dem Könige die Reue und Buße so bequem, es war so angenehm ihm zu beichten, weil La Chaise so innigen Antheil nahm an diesen sündigen Freuden und Genüssen Ludwig's, er wußte ihm die äußern Pflichten der Religion so bequem zu machen, daß sich der König bald daran gewöhnte in der treuen und strengen Erfüllung dieser äußern Pflichten eine angenehme Erheiterung zu finden.

Was der König aus Liebhaberei that, ward natürlich ein Gesetz seiner Höflinge. Es begann Mode zu werden, daß man sich mit frommen Bußübungen beschäftigte, daß man jeden Monat zu Beichte und Abendmahl ging, daß man niemals die Messe versäumte, daß man in seinen Zimmern Gebetpulte und Weihkessel aufstellte, daß man sich überraschen ließ, wie man auf den Knieen lag und mit zerknirschten Gebeten und mit reuigen Thränen Gott um Gnade flehte für seine Sünden!

Aber inmitten dieser frommen Bußübungen und dieser heiligen Reue, war man nichtsdestoweniger be-

dacht, immer auf's Neue zu sündigen, immer neue Genüsse, immer neue Freuden zu erfinden! Es schien gewissermaßen eine neue, pikante Würze dieser Festgelage und Schwelgereien, daß man sie beging unter dem Schutze Gottes und umhüllt von dem Mantel der Frömmigkeit. Die Männer fanden es überaus anziehend und neu, die Schönheiten dieses Hofes plötzlich weniger üppig lächeln, weniger anlockend blicken zu sehen, — es war ohne Zweifel viel pikanter, eine anscheinende Heilige zur Sünde zu verführen, als eine üppige Coquette, viel spaßhafter diese Heiligen sündigen zu machen, und die Worte Gottes unter Küssen auf diesen Rosenlippen verstummen zu machen, und sie Worte der Liebe und des Entzückens zu lehren. Eine büßende Magdalena auf's Neue zur Sünde zu bekehren, war offenbar viel anlockender, als die sündigende Magdalena von einer Sünde zur andern zu verlocken!

Die Weiber fanden es interessant, die Macht ihrer Reize zu prüfen, indem sie sie unter dem Anschein der Heiligkeit verbargen, indem sie sich sittsam verhüllten, und die Schönheiten nur ahnen ließen, welche sie sonst offen zur Schau getragen. Man hatte es so

weit gebracht in der Schamlosigkeit der Sünde, daß man endlich zur Prüderie seine Zuflucht nehmen mußte, um in derselben neue Reizmittel zu suchen. Weil man nicht mehr unschuldig war, gab man sich den Anschein, über Alles zu erröthen, in Allem einen anstößigen Sinn, eine versteckte Zweideutigkeit zu finden!

Aber was man früher aus unsittlicher Neigung, aus Hang zur Liebe, aus augenblicklicher Leidenschaft gethan, das that man jetzt zur Ehre Gottes, zur Verherrlichung des wahren und ächten Glaubens. Denn es war Mode geworden, daß namentlich die Frauen sich vorzugsweise mit der Bekehrung der Hugonotten beschäftigten, und kein Ehemann hatte das Recht mehr seine Frau der Untreue zu zeihen, wenn sie mit ihrer Gunst irgend einen jungen Hugonotten zur Abschwörung seines Glaubens und zum Übertritt zur katholischen Religion bekehrt hatte. Aus den Armen der schönsten und vornehmsten Damen des Hofes kommend traten die jungen Hugonotten zum Altare, um für die Gunst dieser erkauften Liebe sich aufnehmen zu lassen in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche, und das treulose Weib, die ehebrecherische Gattin rühmte sich mit frechem Stolz ihres Ver-

brechens, durch welches sie dem Himmel eine verlorne Seele wieder gewonnen*).

La Chaise triumphirte, denn Jeder, welcher der Kirche gewonnen worden, den fühlte er sich selber gewissermaßen zu Eigen gegeben, und jede neue gelungene Bekehrung war nur eine weitere Befestigung der Macht des königlichen Beichtvaters. — Bald genügte es dem fanatischen Beichtvater nicht mehr, nur auf Frankreich seine Bekehrungen zu beschränken, ganz Europa sollte sich ihr unterwerfen, dieser alleinseligmachenden Mutterkirche, deren allein legitime und zum Herrschen berufene Söhne die Priester sein sollten, und die Könige vor allen Dingen mußten sich der Herrschaft der katholischen Religion unterwerfen.

La Chaise war in allen Dingen ein geschickter Unterhändler, ein gewandter Diplomat; seinem Einfluß, seiner klugen Wahl gelang es, König Karl dem Zweiten von England in dem französischen Fräulein Luise de Kerouël, nachherigen Herzogin von Portsmouth, eine Maitresse zu geben, welche nicht allein Karl II., sondern auch Jakob, seinen Nachfolger, durch die Ge-

*) Eclaircissement historiques sur les causes de la revocation de l'Edit de Nantes.

walt ihrer Reize zur katholischen Religion bekehren mußte *).

Aber König Ludwig des Vierzehnten lebenslustiger und vergnügungssüchtiger Sinn entriß sich noch einmal den Banden, welche Priesterschlauheit und Priesterheuchelei um die königliche Krone schlingen wollten.

Luise La Vallière war, vielleicht ohne es zu wissen, die Verbündete La Chaise's gewesen; im Bewußtsein des Verbrechens ihrer Liebe hatte sie mit ihrer Reue und ihren Thränen sich wieder zu Gott geflüchtet, um durch Gebet und fromme Bußübungen die Schuld ihrer Liebe zu sühnen. Der König fand sie oft in heißem Gebet auf ihren Knieen, und die Frömmigkett seiner Geliebten machte ihn selber fromm und lehrte ihn beten.

Luise La Vallière fühlte selbst in den Armen ihres Geliebten, daß es eine Schmach sei, die Maitresse eines Königs zu sein, und gedemüthigt von diesem Gefühl, beschämt selbst von ihrer Macht und Größe, flüchtete sie sich in die Einsamkeit ihrer Gemächer, um nicht dem Hofe zu begegnen, dessen Huldigungen ihr nur als eine neue Besiegelung ihrer Schmach und

*) Vie du Père la Chaise. Vol. I.

Schande erschienen. Der König theilte ihre Einsamkeit, weil er Luise liebte, er rettete sich zu ihr vor dem faden Geschwätz seines Hofes, vor den ernsten Gesichtern seiner Parlamentsräthe, vor den wichtigen Staatsverhandlungen seiner Minister, und vor der kalten und prüden Frömmigkeit seiner Gemahlin. Ueberall fand er Langeweile, Verstellung und Heuchelei, bei ihr allein wohnte die Wahrheit, bei ihr allein die Liebe!

Und La Chaise bestärkte den König immer auf's Neue in der Liebe zur La Vallière, weil diese in allen ihren Handlungen und Gedanken sich ganz von den Rathschlüssen des königlichen Beichtvaters leiten ließ. Sie war nichts als ein Werkzeug in La Chaise's Händen, und deshalb schwur ihr La Chaise eine nie endende Freundschaft, ein unzerreißbares Bündniß gegenseitiger Treue!

Aber wie gesagt, der König entwand sich noch einmal diesen Fesseln des Beichtvaters.

Es kam ein Tag, an welchem die Reuethränen der La Vallière ihn ermüdeten, an welchem die Einsamkeit ihrer Gemächer ihm bedrückend und langweilig erschien, an welchem er nach Zerstreuung und Erheiterung, nach Festen und Lustgelagen begehrte.

Er vermied es zu seiner Geliebten zu kommen, Luise La Vallière blieb allein und weinte! Aber diese tausend lauernden, beobachtenden und spionirenden Augen des Hofes gewahrten schnell die Veränderung in der Gesinnung des Königs. Nun begannen die Intriguen. Prinzen, Minister, Grafen und Gräfinnen, Pallastdamen und Kammerzofen, Alles intriguirte gegen Luise La Vallière, Alles suchte die bis dahin so verehrte, so von Schmeichelei umringte Geliebte des Königs zu stürzen.

Und Luise La Vallière blieb allein und weinte. Sie blieb ganz allein, denn auch La Chaise hatte schnell seiner Schwüre vergessen, und von dem verdunkelnden Gestirn wandte er sich ab, weil es ihm nicht mehr zu nützen vermochte.

Ludwig ist noch zu jung, um ganz sein Herz Gott und einem heiligen Lebenswandel zu weihen, sagte La Chaise zu sich selber, er hat zwar aufgehört Luise La Vallière zu lieben, aber sein Herz wird einer andern Liebe begehren! Warten wir also, welches die Nachfolgerin der königlichen Maitresse sein wird, um ihr Vertrauter zu werden, und ihr Gemüth zu lenken, wie ich das Luise La Vallière's lenkte.

Und La Chaise beobachtete daher und wartete.

Ein neuer Stern der Schönheit war am Hofe aufgegangen. Athenais von Montespan war gekommen, um den Damen zu beweisen, daß es noch etwas Schöneres, Anmuthigeres, Eleganteres und Geistreicheres geben könne, als sie Alle es seien, und daß Athenais von Montespan die Krone der Schönheit und Anmuth verdiene.

Sie war sehr geistreich, sehr klug, sehr gewandt, diese schöne Athenais. Ihrem scharfen Blick entging nicht die Gleichgültigkeit des Königs gegen seine Geliebte, und sie gründete darauf einen Plan, der so fein und geschickt angelegt war, daß Niemand ihn ahnte, Niemand, außer La Chaise.

Er allein durchschauete das kunstvolle Spiel der klugen Frau, und er beobachtete sie, um zu wissen, ob sie geeignet sei für seine Plane, und passend, um Luise La Vallière's Nachfolgerin zu werden.

Es war nicht mit den Mitteln, welche die andern Damen anwandten, daß Athenais von Montespan sich das Herz des Königs zu gewinnen suchte. Sie hatte nicht, wie die Übrigen, für den König stets zärtliche Blicke, stets schmachtende Seufzer, stets ein reizendes

Lächeln. Sie schien den König nur so viel zu beachten, als die Hoheit seines Standes es erforderte, und ihr beißender Spott verfolgte laut und öffentlich alle diese schönen Frauen, welche mit ihren kleinen Minauderieen und Coquetterieen den König sich zu erobern trachteten.

Sie liebte es, als geschickte Schauspielerin alle diese kleinen Manoeuvre, diese Blicke, diese Worte, diese empfindsamen Ausrufungen der zärtlichen Damen nachzuäffen. Abends, in den Privatzirkeln der Königin, unterhielt sie die Vertrauten mit solchen Darstellungen, in denen sie die ersten Damen des Hofes copirte, und ihr spottender Witz traf dabei nicht allein diese zärtlichen Damen, sondern auch den König selber, diese Festung, welche man belagerte und um jeden Preis erobern wollte!

König Ludwig erfuhr diese beißenden Sarkasmen und lachte darüber, indem er sich heimlich ärgerte.

Aber Athenais von Montespan ging noch weiter. Sie machte sich zur Freundin von Luise La Vallière, sie küßte der verzweifelnden Geliebten die Thränen von den erblassenden Wangen, und suchte sie zu trösten, indem sie dieselbe zum Widerstand und zum Kampfe

gegen das ihr drohende Geschick ermuthigte. — Luise La Vallière folgte ihrem Rath, statt den König, wie sonst mit ihren Thränen zu ermüden, lächelte sie, statt ihn zu langweilen mit der Stille und Einsamkeit ihrer Gemächer, suchte sie ihm jetzt reiche und erheiternde Feste zu bereiten.

Der König kehrte zur La Vallière zurück, weil er immer an ihrer Seite die schöne Athenais von Montespan fand. Er nahm nicht allein die Feste an, welche Luise ihm gab, sondern er erwiderte sie, und veranstaltete glänzende Feste, deren Ehre anscheinend der anerkannten Geliebten gehörten, welche aber im Grunde nur für Athenais von Montespan bestimmt waren.

Die frommen Bußübungen, das Besuchen der Predigten und Messen, das Knieen vor den Betpulten, dieser ganze Apparat der Frömmigkeit, er ward von einer neuen Mode verdrängt, von der Mode des üppigsten Lebensgenusses, der raffinirtesten Sinnenlust. Und während das Volk immer tiefer herabgedrückt ward in den Staub, während es mit immer stärkern Abgaben belastet war, während man ihm das Blut der Gesundheit und Lebenskraft aus den entnervten

Adern sog, schwelgte der König im Taumel rauschender Freuden, und vergaß inmitten seiner glänzenden, von Gold und Juwelen funkelnden Palläste, daß da draußen ein Volk sei, ein armes, hungerndes, frierendes, vor Entbehrung und Noth weinendes Volk, das die abgezehrten Hände zum Himmel empor faltete, und mit blutigen Thränen zu Gott flehete um seinen Antheil an dem Genusse des Lebens, um seinen Antheil an den Gaben, mit welchen Gott die ganze Menschheit hatte segnen wollen, und welche das rohe und gewaltsame Königthum mit räuberischen Händen an sich gerissen hatte zum alleinigen Besitz!

La Chaise sah diese neue, lebenslustige, vollblutige Liebe in dem Herzen des Königs entstehen und wachsen, — und da es unmöglich schien, sie zu dämpfen, beschloß er von diesen neuen Flammen sich selber emportragen zu lassen.

Er verließ Luise La Vallière und wandte sich der neuen Sonne zu, welche noch in der Morgenröthe ihres Aufgehens erglänzte.

Aber es war nicht genug, daß er die Liebe des Königs duldete, er mußte sie auch ermuthigen!

Der König wagte es nicht, sich dieser neuen Liebe

zu überlassen, denn Athenais war verheirathet, und Ludwig fürchtete diesen doppelten Ehebruch, mit welchem er zugleich offen vor der Welt es bekennen mußte, daß er die heiligsten Gesetze der Moral mißachte, und sich nicht scheue, die königliche Gewalt zu mißbrauchen, indem er einem seiner Unterthanen, indem er dem Grafen von Montespan sein höchstes Gut, sein theuerstes Besitzthum raubte, indem er ihm zugleich seine persönliche Ehre und sein Weib stahl.

Ludwig hatte so lange mit sich selber gerungen, bis er sich unfähig fühlte, allein die Last dieser Schmerzen und dieser Gewissenszweifel zu lösen. La Chaise war gewissermaßen sein zweites Gewissen, — ihm vertraute sich daher der König.

La Chaise hörte ihm zu mit einem ermuthigenden Lächeln; der König sah nicht auf des Beichtvaters Stirne diese drohenden Falten, welche er gefürchtet, und das ermuthigte ihn, La Chaise sein ganzes Herz zu eröffnen, ihn ganz diese so heiße, so glühende Liebe sehen zu lassen, welche ihn zur schönen Frau von Montespan hinzog.

Die Welt wird ein großes Ärgerniß nehmen an diesem doppelten Ehebruch, sagte La Chaise sinnend.

Die Welt! rief der König, Ludwig der Vierzehnte fürchtet nicht so sehr das Urtheil der Welt, als das Urtheil Gottes, welches Euer Mund mir verkünden wird!

Meine Religion ist die Religion der Milde! sagte La Chaise fromm. Selbst dem Übelthäter zu verzeihen, ist das Gebot meines Gottes! Ich darf daher meinem Könige nicht zürnen, wenn er, hingerissen von diesem tiefen und heiligen Schönheitssinn, welchen der Herr selber in sein Herz gelegt, überwältigt von diesem großen und göttlichen Gefühl einer reinen und hingebenden Neigung, der Frau huldiget, welche als ein Meisterwerk der Natur aus der Hand ihres Gottes hervorgegangen ist!

Nicht wahr, Athenais ist schön? rief der König.

So schön, daß man sich einer unwillkührlichen Andacht nicht erwehren kann, wenn man sie anblickt, sagte La Chaise. Es ist gewissermaßen eine Anbetung Gottes, die Ihr da übt, denn Ihr preist Gott, indem Ihr ihn liebt in seinem schönsten und herrlichsten Werke und Gott wird Euch deshalb verzeihen, wenn Ihr liebt, wo es unmöglich ist, nicht zu lieben! Nur, Sire, müßt Ihr bedacht sein, jedes öffentliche Ärger-

niß zu vermeiden; indem Ihr hinter undurchdringlichem Schweigen diese doppelt verbotene Liebe verbergt! Die Sünde, welche geheim und im Verborgenen geübt wird, hat schon die Hälfte ihres verbrecherischen Wesens verloren, denn sie vermeidet das öffentliche Ärgerniß, und hüllt sich in den Mantel der Schaam, weil sie noch vor sich selber erröthet.

Aber dies wird schwer sein, sagte der König sinnend. Luise ist eifersüchtig, und die Eifersucht sieht mit scharfen Augen!

Mag sie sehen, nur verbietet Ihr, daß sie klagt über das, was sie sieht! Mag sie die schöne Frau von Montespan hassen, nur soll sie sich den Anschein geben, als ob sie sie liebe, damit die Welt glaubt, Ew. Majestät verehre in Frau von Montespan nur die Freundin seiner Geliebten! Die Welt, Sire, ist ein leicht zu trügendes, leicht zu überredendes Kind, und wenn Ihr niemals eingesteht, daß Frau von Montespan Eure Geliebte ist, wird sich die Welt endlich überreden, es sei eine keusche und züchtige Liebe, welche Euch an die Freundin Eurer Geliebten fesselt. Vermeidet die Öffentlichkeit, Sire, das ist Alles, was ich Ew. Majestät rathen kann, und Gott wird als-

dann nicht mit Euch in's Gericht gehen, weil Ihr mindestens vor der Welt seine Gebote haltet, und seine Gesetze als heilig anerkennt!

So soll es sein! rief Ludwig feierlich. Ihr seid ein weiser und kluger Rathgeber; mein königliches Wort darauf, daß ich hinfort ohne Euren Rath nichts unternehmen und beschließen werde! Die Weisheit Gottes spricht aus Euch!

Die Liebe zu meinem Könige begeistert mich, daß ich ihm wenigstens nützen möchte mit meinen besten Gedanken! sagte La Chaise, die Hand des Königs an seine Lippen führend.

Ah, wie mir jetzt leicht ist und wohl! sagte der König aufathmend. Ihr habt mein Gewissen frei gesprochen. Ich werde für diese Liebe die Verborgenheit suchen, um der Welt kein Ärgerniß zu geben! Man soll nicht sagen, daß der König von Frankreich jeder Sünde fröhnt, wie ein gewöhnlicher Mensch. Jetzt gehe ich zur La Vallière. Sie soll die Montespan lieben, und sie unter den Schutz ihrer Freundschaft nehmen! Ich will es so!

Und der König verließ mit einem freundlichen Abschiedsgruß das Gemach.

La Chaise schaute ihm nach mit dem Ausdruck des Hasses und der Ironie.

Gehe nur hin, sagte er leise, gehe, und spiele die Comödie, welche ich Dich gelehrt, um meinen Kopf aus dieser Schlinge zu ziehen! Von heute an bist Du mir verfallen, denn ich halte Dich schon an diesen unsichtbaren Fäden, welche keine Macht Deines Königthums zu zerreißen im Stande ist! Ich halte Dich an den Fäden Deines schon erwachenden Gewissens, jetzt verletzt es Dich schon mit leisen Nadelstichen, es wird aber eine Zeit kommen, wo es Dich peinigt mit Scorpionenbissen. Wenn diese Zeit gekommen, dann, König Ludwig von Frankreich, dann bist Du Mein, dann werde ich Dir Deinen Scepter und Deine Krone entreißen, und zitternd sollst Du knieen vor Deinem Beichtvater, welcher sich zu Deinem Herrn und Gebieter, Dich zu seinem gehorsamen Knechte gemacht hat. Gehe also nur hin, König von Frankreich, gehe hin und sündige immer wieder! Mit jeder neuen Sünde bist Du mir und Deinem Gewissen mehr und mehr verfallen, jedes neue Verbrechen verstärkt diese unsichtbaren Fäden, welche Dich an mich, Deinen Richter, ketten und fesseln!

Sein Gesicht hatte einen furchtbaren Ausdruck angenommen, während er so sprach, Stolz und Freude leuchtete aus seinem wildbewegten Angesicht, und er erschrack vor sich selber, als er, an einem Spiegel vorübergehend, zufällig in demselben sein eignes Antlitz gewahrte.

Ruhig, ruhig! sagte er lächelnd, wie kann ein Priester, der Mann des Erbarmens und der Milde, solche Züge zur Schau tragen! Kriecht wieder hinein in den stillen Schlupfwinkel meines Herzens, Ihr stürmischen Gedanken des Stolzes und der Rache! Lächelt, Ihr meine Lippen, blickt sanft, Ihr meine Augen, neige Dich demuthsvoll, mein Haupt! Ich bin ein Priester, ich muß die Maske tragen, welche einem Priester gebührt! — —

Luise, sagte der König, als er, seinen Beichtvater verlassend, in das Gemach seiner Geliebten trat, Luise, wir wollen hinaus zur Jagd. Es wird ein kleines, aber, wie ich hoffe, heiteres Fest sein! Niemand soll daran Theil nehmen, als Du und die Marquise Montespan, außerdem noch Lauzun und Villeroi. Kleide Dich daher, und sende zu Deiner Freundin, sie wird einen Platz in Deinem Wagen einnehmen!

Frau von Montespan ist nicht mehr meine Freundin! sagte Luise La Vallière nicht ohne Bitterkeit.

Nicht? Ich glaubte Euch in innigster Zärtlichkeit verbunden!

Sire, sagte Luise sanft, Ihr wißt es wohl, daß ich die Frau nicht lieben kann, welche mich verderben möchte!

Der König runzelte die Stirn.

Ich wünsche und befehle Dir, daß Du die Marquise von Montespan Deine Freundin nennst! sagte er strenge.

Oh, mein Gott, seufzte Luise, ich selbst also soll diese Bande schürzen, welche Euch an eine Andere fesseln, und Ihr, mein König, seid es, welcher mich dazu verdammt! *)

Und indem die unglückliche und eifersüchtige Luise La Vallière so sprach, brach sie in Thränen aus.

Und Ihr seid es, sagte der König hart, die mich dazu verdammt, nichts als Klagen und Weinen zu hören! Ein für allemal, ich bin es satt, ewig diese Litaneien anzuhören. Ich liebe Euch, aber ich will nicht beständig in meinen Wünschen gekreuzt werden,

*) Eigene Worte der La Vallière. Siehe Beaumelle. Vol. I.

ich will nicht beständig Thränen sehen, wo ich Heiterkeit erwarten kann! Trocknet Eure Thränen, Madame, und sendet zu Eurer Freundin, Frau von Montespan; daß Ihr sie Eure Freundin nennt, das wünsche ich, ich Euer König und Herr!

Es war das erste Mal, daß Ludwig zu seiner Geliebten in diesem harten und gebieterischen Tone sprach; Luise La Vallière fühlte es, wie einen Todesstoß in ihrem Herzen. Aber sie trocknete ihre Augen, und schwieg, denn sie fühlte, daß sie gehorchen müsse, wenn sie nicht auf immer das Herz Ludwig's verlieren wolle!

Sie unterwarf sich also, und nannte ihre Nebenbuhlerin ihre Freundin! Aber sie fühlte, wie der vor der Welt verborgene Gram, langsam, Tag um Tag, an ihrem Herzen nagte, sie fühlte sich langsam sterben, — sie litt an unendlicher Qual. Demüthig und ergeben erschien sie neben ihrer triumphirenden Nebenbuhlerin, sie, welche man noch immer die Maitresse des Königs nannte! Sie hatte nur noch die Schmach ihrer Stellung, nicht mehr deren geheimes, entzückendes Glück!

Der König betäubte in rauschenden Festen die Vor-

würfe, welche er bei dem Anblick seiner bleichen, in Thränen noch lächelnden, verlassenen Geliebten empfand; er taumelte von Vergnügungen zu Vergnügungen, und, sicher der Absolution seines Beichtvaters, scheuete er keine Sünde, bebte er vor keinem Verbrechen zurück.

Die verlassend, deren Ehre und Unschuld er vernichtet, stürzte er sich mit wildem Entzücken in die Arme des schönen, ehebrecherischen Weibes, die es verstand, ihn immer auf's Neue zu reizen, die ihm immer neue Genüsse, neue Entzückungen bot, die mit ihrer Syrenenstimme ihn von Festen zu Festen lockte, und den König einlullte in den süßen Schlummer entzückender Ermattung. Ein Meer der Lust und Freude umrauschte den König, inmitten des zerrütteten und gedrückten Frankreichs schien der Hof seines Königs eine Insel der Glückseligkeit, wo Alles Lust athmete und Wonne, eine Insel, welche nichts gemein hatte mit den Leiden des Landes, wo Überfluß herrschte und immer lächelnde Freude, wo man sich rückhaltslos der Entzückung jeder Stunde überließ, wo Alles erlaubt, Alles geheiligt war, wo die Sünde aufgehört hatte, Sünde zu sein, wo das Verbrechen zur Tugend, und der Ehebruch ein heiliger, von Priestern geweihter

Tempeldienst ward. Ja, es war eine von ganz Frankreich abgetrennte Insel, dieses königliche Hoflager, die Gesetze der Welt, die Gesetze der Menschheit verstummten hier, und verloren ihre Wirksamkeit hier, wo der, über jedes Gesetz erhabene absolute König sein Reich der Freude aufgeschlagen!

Aber die Blicke des armen geknechteten Volkes, sie reichten hinüber nach dieser Insel der zügellosen Glückseligkeit, sie ruhten mit heimlichem Zorn auf diesem Menschen, welcher inmitten seines lasterhaften und sündigen Lebens sich „König seines Volkes, König von Gottes Gnaden" nannte, sie wurzelten mit verachtungsvollem Haß auf dieser Krone, von welcher dieser Mensch, der sich König nannte, behauptete, daß er sie „von Gott" empfangen, indem er mit drohender Stimme seinem Volke entgegen donnerte: „wehe dem, der meine Krone anrührt!" *) Diese Krone, sie war beschmutzt von Verbrechen, es trug sie ein mit Sünde belastetes Haupt, und dennoch — wehe dem, der sie anrührt!

Noch hatte dieses „Wehe" Gewalt über die Herzen der Franzosen, noch glaubten sie an dieses Kindermährchen eines Königs von „Gottes Gnaden," —

*) Histoire apologetiquc. Vol. II.

noch unterdrückten sie ihre Flüche und ihren Haß, und nannten Den ihren Herrn und Meister, welcher sie knechtete, und ihre heiligsten Rechte mit Füßen trat!

Man hatte jetzt an diesem Hofe das Schauspiel, zu gleicher Zeit außer der Königin noch zwei Frauen zu sehen, welche ein Recht hatten auf den König, welche sich heimlich Königinnen von Frankreich nannten, und es in der That auch waren.

Der König liebte die Montespan, und wollte doch auch die La Vallière nicht aufgeben, weil sie eine Art Deckmantel seines Verhältnisses zur Frau von Montespan war. Der erstaunte und geängstete Hof wußte nicht mehr, wem er zumeist huldigen sollte, denn heute herrschte Luise La Vallière, morgen Athenais von Montespan, man fand es daher gut, Beiden zu huldigen, man überhäufte Beide mit Schmeicheleien, man wandte sich an Beide, wenn es galt, eine Gunst auszuwirken, oder eine Gnade vom Könige zu erlangen. Man legte heute Bittschriften zu den Füßen Luise La Vallière's nieder, und trug deren morgen demüthig in die Vorzimmer von Athenais von Montespan, und der König bewilligte die Bittschriften sowohl, welche Luise La Vallière ihm darreichte, als die, welche die

Montespan ihm brachte. Er that es bei der Erstern, um sie wegen seiner Treulosigkeit zu versöhnen, bei der Letztern, um ihr stets neue Beweise seiner Zuneigung zu geben.

Und so wurden, um beiden Geliebten zu gefallen, in willkührlicher Gnadenverschwendung die ersten Ämter des Landes an Günstlinge gegeben, die wichtigsten Stellen besetzt mit Menschen, welche nur das einzige Verdienst besaßen, daß sie es verstanden, zu schmeicheln, und vor der begünstigten Geliebten im Staube zu kriechen, so wurde Gnade und Geld verschwendet an Männer, deren einziger Werth darin bestand, daß sie die rechte Stunde erlauert, und die Minute abgepaßt hatten, wo der König, im vollen Gefühl seines Glückes, nur um der lästigen Bittsteller los zu werden, ihnen gerne, und ohne zu prüfen, bewilligte, was sie forderten.

Es war eine Herrschaft der Willkühr und der Gesetzlosigkeit, aber das Volk duldete noch und schwieg, — es war noch nicht zur Manneskraft erwachsen, es hatte noch seinen Kinderglauben, daß ein König unantastbar sei, ob auch befleckt von Sünden, ein Sclave seiner Lüste!

Athenais von Montespan war die Geliebte des Königs, sie liebte die Feste und die rauschenden Freuden, sie liebte es, sich von dem Glanze und der Pracht einer Königin umgeben zu sehen, und da das Land so reich an Mitteln und Hülfsquellen schien, war es da nicht natürlich, daß man das Land aussog, daß man das Volk wieder mit neuen Steuern bedrückte, um die verschwenderischen Launen der königlichen Geliebten zu erfüllen?

Ein Jahr, nachdem Athenais von Montespan, von welcher der Hof noch immer glaubte, daß ihre Liebe wenigstens tugendhaft sei, dem Könige gestanden, daß sie seine Liebe erwidere, ein Jahr nach diesem Geständniß erfand die in Jugendfülle und Schönheit prangende Athenais eine neue Mode *). Sie umgab ihre hohe und königliche Gestalt mit diesen pauschigen, in

*) Bussy in der Histoire amoureuse des Gaules sagt über diese Mode: Madame de Montespan fut grosse. Cela fut cause qu'elle inventa une nouvelle mode qui étoit fort avantageuse pour les femmes, qui vouloient cacher leur grossesse, qui fut de s'habiller comme les hommes, à la reserve d'une jupe, sur laquelle à l'endroit de la ceinture, on tiroit la chemise, que l'on faisoit bouffer le plus qu'on pouvoit, et qui cachoit ainsi le ventre. (Hist. amour. des Gaules. Vol. III. pag. 24.)

weiten Falten abstehenden Röcken, die, nur den Oberkörper und die Taille frei lassend, die übrige Gestalt wie hinter einem undurchdringlichen, geheimnißvollen Schleier verbargen. Um dieser verbergenden und geheimhaltenden Eigenschaften willen war es eben, daß Athenais von Montespan diese Tracht erfand. Ihre Gestalt hatte ein süßes Geheimniß zu verbergen, und diese neue Mode erfüllte ihren Zweck. Man pries bei Hofe noch immer die Tugend der Montespan und ahmte geschäftig diese Caprice der neuen Kleidertracht nach, welche so bequem Alles verbarg und Nichts verrieth. Athenais lachte über den nachäffenden Hof, und legte selbst nach einer entscheidenden Catastrophe ihren Pauschrock nicht ab. — Sie hatte gesehen, daß das Kind, welches sie ihm geboren, daß dieses heimliche, von Niemanden geahnte Vaterglück, den König nur noch enger und zärtlicher an sie fesselte, sie zog es daher vor, diesen Rock zu bewahren, der bald wieder, und von nun an Jahr um Jahr ein süßes Geheimniß unter seinen pauschigen Falten verbarg *).

*) Beaumelle, Mémoires de Madame de Maintenon Vol. II.

XVII.

Die Witwe Scarron.

Es war an einem trüben, regnerischen Winterabende des Jahres 1669; der Wind heulte durch die öden Straßen und verlöschte die Laternen, welche hie und da angebracht, dem vereinzelten Wanderer, welcher mühsam durch die kothigen, von Regen gepeitschten Straßen schlich, auf seinem beschwerlichen Wege leuchten sollten.

In einem trüben, ärmlichen, kleinen Zimmer saß an diesem Abend ein Weib in einsamer Betrachtung, und wie es schien mußten diese Betrachtungen sehr trüber Art sein, denn sie seufzte oft schmerzlich, und in ihren großen starr vor sich hinblickenden Augen hingen schwere Thränen. Ein trübes, flackerndes Licht stand vor ihr auf dem Tische, auf welchem neben Schreibegeräth ein großer auseinander gefalteter Brief lag. In dem Ka-

min, neben welchem der Schreibtisch stand, flackerte ein spärliches Feuer und warf dann und wann einzelne Streiflichter auf dieses trostlose Gemach, in welchem die tiefste Stille herrschte, nur unterbrochen von den Seufzern und den halb hingemurmelten Worten dieses einsamen Weibes. — Sie war nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend, vielmehr mogte sie schon die erste Hälfte der Dreißiger überschritten haben, aber ihre Züge waren immer noch anziehend und von eigenthümlichem Reiz. Es thronten Gedanken auf dieser hohen gewölbten Stirne, es wohnte Feuer und Gluth in diesen großen, schwarzen Augen, deren durchdringender Blick oft schon die Kühnsten hatte verwirrt gemacht, und um diesen edel geformten Mund schwebte ein halb resignirtes, halb spöttisches Lächeln, das zugleich mit Wehmuth und mit Furcht erfüllte. Sicher, es war dies eins der anziehendsten und interessantesten Gesichter, welche man sehen konnte, und diese Frau von sieben und dreißig Jahren war wohl im Stande durch die Macht ihrer Reize und die Anmuth und Schönheit ihres Geistes die jüngsten und schönsten Weiber neben sich zu verdunkeln. Aber sie verschmähete es, durch äußere Reize zu blenden, sie verschmähete es,

durch die Macht und den Einfluß ihrer Erscheinung sich Ansehen, Reichthum, kurz Alles das zu erwerben, was damals die Mächtigen den schönen Frauen als Preis ihrer Ehre boten.

Diese Frau war ehrbar geblieben, obwohl sie schön war, sie war sittsam, obwohl sie arm war, und Niemand hatte es gewagt ihre Ehre anzutasten, und sie zu verleumden, obwohl sie verheirathet gewesen an einen gelähmten, verkrüppelten Greis, welcher weder ihrem Herzen, noch ihrer Phantasie hatte genügen können! Jetzt war sie seit einigen Jahren Witwe, aber selbst die Ungebundenheit dieses Standes, selbst die Armuth, welche sie bedrohete, selbst die reichsten Anerbietungen, nichts hatte die junge Witwe in ihren Grundsätzen schwankend gemacht, und dieses ärmliche kleine Zimmer, in welchem sie wohnte, und das Alles enthielt, was sie ihr Eigen nannte, es zeugte für die Tugend und Ehrbarkeit dieser Witwe, welche Niemand anders war, als die Witwe Scarron's, Mademoiselle Francoise Daubigny. Sie war freilich jetzt weniger schön als am Tage ihrer Vermählung mit Scarron, es waren seitdem fast funfzehn Jahre an ihrem Haupte vorüber gegangen, funfzehn Jahre der

Entbehrung, der Enttäuschungen und Erfahrungen. Aber nichts hatte sich geändert in ihrem Character, sie war noch ganz dieses junge, energische, muthige und unverzagte Mädchen, wie sie damals war, als sie Scarron's Gattin ward. Nur hatte sie gewonnen an Menschenkenntniß und Weltverachtung, an Geist und Lebensernst. Sie hatte viel zu leiden gehabt, und mit der Standhaftigkeit einer Märtyrerin hatte sie lange, schmerzliche Jahre hindurch die Launen und die Koboldswunderlichkeiten eines Gatten ertragen, den sie niemals geliebt, und dessen bloßer Anblick ihr Widerwillen erregte. Aber obwohl sie viel gelitten, so lange Scarron lebte, so sollten doch die Leiden sich noch vergrößern, als er starb. Denn mit seinem Tode kam die Armuth, kamen die Demüthigungen, kam das Verlassen und Vergessen treuloser Freunde, kamen alle diese Kränkungen und Erniedrigungen, welche das Loos der Armen und Bittenden sind!

Die geistreichen und schönen Frauen, welche, der Mode gehorchend, in Scarron's Salon kamen, sie flohen diesen verödeten Salon, in welchem sie Niemand mehr fanden, als eine Frau, deren Schönheit sie ihnen zu einer Nebenbuhlerin machte. Die vornehmen und

angesehenen Männer hingegen schwuren der jungen Witwe, für sie all ihren Einfluß, ihre Macht anzuwenden, und eine Zeitlang trugen sie bereitwillig Alle die demuthsvollen Bittschriften der Witwe Scarron, welche Ludwig den Vierzehnten um eine Pension anflehete, zum Könige hin.

Aber Ludwig der Vierzehnte hatte keine Zeit auf die Klagen und die Bittschriften einer armen, nothleidenden Witwe zu achten, und als diese von seinen Hofherren ihm überreichten Bittschriften der Witwe Scarron gar kein Ende nehmen wollten, sagte er zum Marschall d'Albret, der ihm die sechszehnte derartige überreichte: „Es regnet ja förmlich Bettelbriefe von dieser Witwe Scarron!" *) Dann warf er achselzuckend diese überflüssigen Schreibereien bei Seite, und wenn man jetzt einen zudringlichen Bittsteller bei Hofe bezeichnen wollte, so sagte man: „Er bettelt, wie die Witwe Scarron." **)

Man war natürlich freundschaftlich besorgt, dieses sanglante Bonmot des Hofes Der zu hinterbringen, welche die Veranlassung zu demselben gegeben, und

*) Mémoires de Maurepas. Vol. I.

**) Beaumelle, Mémoires etc. Vol. I.

Francoise Scarron erndtete für ihre demüthigen Bittschriften nichts weiter als den Spott und das herzlose Lachen des Hofes. Sie zog sich stolzer und kälter in sich selber zurück, sie rächte sich für den Spott des Hofes, indem sie mit unerbittlichem, kaltem Spotte diese Männer verfolgte, welche täglich schwuren, daß sie ihre Freunde seien, und doch sie so gering achteten, daß sie sie fähig hielten, ihre Ehre und den Stolz ihres reinen Bewußtseins hinzugeben, um dafür von ihren sogenannten Freunden sich ein wenig Ansehen, ein wenig Reichthum einzuhandeln. — Mit der Ruhe und Hoheit einer Königin, mit beißender Ironie und niederschmetternder Verachtung strafte sie diese verrätherischen Freunde und befahl ihnen, sie zu verlassen, und niemals mehr die Schwelle ihres Zimmers zu überschreiten.

Sie gingen, aber Francoise war nun allein, ganz verlassen, ganz ohne Mittel. — Freilich, man war immer noch sehr freundlich, sehr zuvorkommend gegen sie, man sandte ihr Einladungen zu Diners und Abendgesellschaften, aber man that dies nur, weil die Witwe Scarron eine sehr interessante, sehr geistreiche Frau war, und weil man wußte, daß jede Gesellschaft sich sehr gut unterhielt, in welcher Francoise Scarron leuch-

tete durch ihren Geist und die Grazie ihrer Erscheinung. Francoise wußte wohl, daß sie nicht um ihrer selbst willen, sondern um der Gäste willen geladen ward, aber dennoch nahm sie diese Einladungen an, mußte sie sie annehmen, um nicht zu verhungern! —

Mit all diesen schmerzvollen, kränkenden Erinnerungen beschäftigte sich Francoise Scarron, als sie an diesem einsamen, trostlosen Abende allein in ihrem kleinen, düstern Gemache saß. Aber diese Erinnerungen machten sie zu traurig, sie wollte sich ihnen um jeden Preis entreißen. Sie stand auf und ging heftig auf und ab.

Es ist wahr, flüsterte sie leise, sie haben mich Alle verlassen, Alle! Nicht Einer ist mir treu geblieben! Sie füttern mich, wie sie ihren Papagey füttern, damit er sie lachen mache durch sein närrisches Geplauder! Ach, dies ist unerträglich, der Tod ist dieser Erniedrigung vorzuziehen!

Und ganz niedergedrückt und erschöpft von diesen schmerzvollen Gedanken sank Francoise auf einen Stuhl nieder und weinte.

Aber nein, nein, rief sie dann heftig, indem sie ihre Augen trocknete und wieder aufstand, nein, ich will

weder weinen noch sterben, das Eine wäre eine Schwäche, das Andere ein Verbrechen gegen Gott! Ich will leben und kämpfen gegen das Unglück! Ich will also diesen Vorschlag annehmen, welchen die Marschallin d'Albret mir gemacht. Ah, diese gute Marschallin, sie ist die Einzige, welche sich meiner noch annimmt, aber sie thut es, weil sie eifersüchtig ist, weil sie weiß, daß der edle Marschall mir täglich eine unsterbliche Liebe schwört. Sie mögte mich los sein, diese gute, erbarmungsvolle Marschallin, und weil sie mich nicht hinschicken kann, wo der Pfeffer wächst, will sie mich wenigstens so weit als möglich beseitigen! Ich soll also der zukünftigen Königin von Portugal in ihre neue Heimath folgen als Kammerfrau. Ah, es wird dies ein sehr schweres, sehr ehrenvolles Amt sein, denn man kennt die Launen und die Heftigkeit der Prinzessin von Nemours. Aber freilich, ich bin in einer guten Schule erzogen, und habe ich Scarron ertragen, werde ich auch Luise von Nemours zu ertragen wissen! Ja, ich werde dies Amt übernehmen, nnd jetzt gleich will ich unterzeichnen!

Und mit hastigen Schritten sich dem Tische nähernd, nahm sie die Feder, um dieses Papier zu unterzeichnen,

welches den Contract und die Bestimmungen ihres neuen Amtes enthielt.

In diesem Augenblick erschallte ein heftiges Klopfen an ihrer Zimmerthür. Zusammenschreckend ließ Francoise die Feder fallen, welche einen dicken schwarzen Strich über das Papier zog.

Die Witwe Scarron horchte, aber als Alles still blieb, sagte sie lächelnd: es wird der Wind gewesen sein, der als später Besucher an meine Thür klopfte.

Und sie nahm wieder die Feder, aber in diesem Augenblick ward das Klopfen wiederholt, und diesmal heftiger, stürmischer.

Francoise nahm entschlossen das Licht und näherte sich der Thür.

Aber bevor sie dieselbe öffnete, fragte sie: wer ist da?

Ein Freund! sagte eine laute männliche Stimme.

Nun, bei Gott, rief Francoise, ein Freund ist eine so seltene und merkwürdige Erscheinung, daß ich sehr begierig bin ihn zu sehen!

Und mit muthiger Entschlossenheit öffnete sie die Thür.

Eine tief verhüllte männliche Gestalt trat ein, und

obwohl Francoise sein Antlitz nicht sehen konnte, sah sie doch an seiner Kleidung, daß es ein Priester sei.

Sie athmete daher erleichtert auf, denn von einem Priester Gottes hatte die fromme Witwe nichts zu fürchten, ihn konnte sie ohne Zagen die Einsamkeit ihres Zimmers theilen lassen!

Sie schloß daher die Thür hinter diesem geheimnißvollen Besucher, und indem sie das Licht wieder auf den Tisch setzte, sagte sie ruhig: wer Ihr auch seid, ehrwürdiger Vater, ich ehre in Euch den Diener meines Gottes, und deshalb heiße ich Euch von ganzem Herzen willkommen.

Während sie so sprach, hatte der Verhüllte langsam die Kapuze von seinem Haupte gezogen, und das Licht beleuchtete dieses ernste, stolze und lauernde Gesicht des königlichen Beichtvaters La Chaise.

Francoise Daubigny, sagte er feierlich, kennt Ihr mich nicht?

Francoise blickte ihn ernst und forschend an; ihr Gesicht zeigte nicht die mindeste Ueberraschung oder Verwunderung, sie hatte sich vollkommen in ihrer Gewalt, und ganz ruhig sagte sie: nein, ich kenne Euch nicht, ich habe Euch nie gesehen! Denn, obwohl Ihr die

Züge tragt eines Mannes, den ich vor vielen Jahren kannte und verehrte, so könnt Ihr doch jener Mann nicht sein, denn Jener nannte sich meinen Freund, er schwur, daß er mich nie verlassen würde, und da ich ihn seit jenem Schwur nicht wieder gesehen, so habe ich ihn als einen Verstorbenen beweinen gelernt! Geht also hin, ehrwürdiger Pater, ich kenne Euch nicht! Der La Chaise, den ich kannte, und welcher mein Freund war, ist lange, lange todt!

Nein, rief La Chaise, Francoisens Hand ergreifend, nein, er lebt, und er ist endlich gekommen, um sein Wort einzulösen und Euch zu dienen!

Francoise schüttelte leise das Haupt. Ihr habt dreizehn Jahre des Nachdenkens bedurft, um Euch an Euer Versprechen, mein Freund zu sein, zu erinnern! sagte sie.

Francoise, rief La Chaise dringend, hören Sie mich an. Als ich damals sie verließ, waren Sie die Gattin meines Freundes, und dennoch liebte ich Sie! Diese Liebe, sie glühte noch in mir als ich heimkehrte von Rom. Deshalb, weil ich meiner eigenen Schwäche mißtrauete, vermied ich es, Ihren Gatten oder Sie aufzusuchen. Ich war vielleicht ein pflichtvergessener

Priester, aber ich wollte mindestens kein verrätherischer Freund sein! Doch ich wußte immer von Ihnen!

Durch die Gräfin d'Olonne, Ihre Geliebte, sagte Francoise spöttisch, oder durch die Marquise Chatillon, nicht wahr? Ah, ich kann mir denken, mit welchem erhabenen Vertrauen Sie diesen beiden Damen von Ihrer edlen und keuschen Liebe zu Francoise Daubigny erzählten!

Sie spotten meiner, rief La Chaise mit leichtem Stirnrunzeln, aber ich sage Ihnen, Francoise, daß ich Ihrer niemals vergaß, daß ich Ihr ganzes Leben kenne, daß ich jeden Tag Sie beobachtete, daß ich weiß von allen Ihren Kämpfen, Ihren Leiden und Ihren Demüthigungen!

Ah, Sie wußten das! sagte Francoise mit kaltem Spott, wahrlich, jetzt erkenne ich es, daß Sie in Wahrheit ein treuer Freund sind! Sie wußten, daß es bei Hofe Bittschriften regnete von der Witwe Scarron, und Sie waren fromm genug, diesen Regen nicht aufzuhalten, welcher den Boden des Hofes mit einem Bonmot befruchtete!

Ich habe auf die rechte Stunde gewartet, sagte La

Chaise, und nun sie gekommen, bin ich da, und biete Euch meine Dienste an!

Jetzt ist es zu spät! In einigen Tagen verlasse ich Paris und Frankreich auf immer! Seht hier dieses Blatt, es ist der Contract, welcher mich zur Kammerfrau der Herzogin von Nemours, zukünftigen Königin von Portugal, macht!

Und Francoise reichte dem Pater das Blatt dar.

Er überflog es mit seinen Blicken, und es ihr wieder darreichend, sagte er: es fehlt diesem Contract noch Eure bindende Unterschrift, und sehet hier diesen dicken, schwarzen Federstrich, welcher diese Schrift ganz durchstrichen und somit ungültig gemacht hat!

In der That, dies ist ein merkwürdiger Zufall! rief Francoise erstaunt.

Nein, es ist kein Zufall! sagte La Chaise feierlich, es ist Gott selber, welcher Euch seinen Willen zu erkennen giebt! Ihr werdet nicht nach Portugal gehen!

Es lag etwas so Gebieterisches, Stolzes in dem Tone, mit welchem La Chaise diese Worte sprach, daß die Witwe Scarron unwillkührlich erbebte, und staunend in das ernste, noch immer schöne Antlitz des Priesters blickte.

La Chaise fuhr fort: Erinnert Ihr Euch noch jenes Tages, an welchem wir den Palast der Gräfin d'Olonne besuchten? Erinnert Ihr Euch jener Prophezeihung, welche Euch und mich damals, wie mit einem electrischen Blitze, durchzuckte?

Francoise erblaßte, und unwillkührlich fortgerissen von diesen Erinnerungen sagte sie: oh ja, ich habe oft, ich habe täglich an diese Prophezeihung gedacht! Sie ist mein Trost und meine Verzweiflung, meine Hoffnung und meine grenzenlose Qual gewesen! Jetzt bin ich resignirt, jetzt habe ich mein Herz gelehrt zu schweigen und sich zu resigniren! Ah, dieses arme Herz, es hat niemals eine andere Liebe kennen gelernt, es hat an dieser Prophezeihung gehangen, wie an dem heiligsten Ideal seines Lebens! Nun ist es vorüber, ich hoffe und erwarte nichts mehr, als die Gnade Gottes! Blickt um Euch, seht dieses ärmliche Zimmer, das ist nach funfzehn Jahren des Harrens und Duldens das einzige Königreich der Frau, welcher jene verlockende Prophezeihung verhieß, daß sie die Gemahlin eines Königs sein würde!

Und dennoch ist es jetzt die rechte Zeit, um an jene Prophezeihung zu denken, rief La Chaise. Dennoch

sage ich Euch und wiederhole die Worte jenes Propheten: Ihr sollt dereinst die Gemahlin eines Königs sein!

Francoise trat einen Schritt zurück und blickte mit ihren großen flammenden Augen forschend dem Priester ins Angesicht.

Ihr wollt meiner spotten, sagte sie.

Nein, ich will Euch erheben zu Eurer Bestimmung. Erinnert Euch, was Ihr damals mir verhießt: „Wenn ich Königin bin, werde ich Euch zum Beichtvater des Königs machen!“ Das waren Eure Worte! Nun wohlan, Gott hat es anders gewollt, die Loose haben sich umgekehrt! Ich bin Beichtvater des Königs, reicht mir die Hand, laßt Euch von mir leiten, und ich werde Euch zur Gemahlin eines Königs machen! Es werden noch Jahre darüber hingehen, ich weiß es, wir werden noch Vieles zu kämpfen, Vieles zu überwinden haben, aber, vereint, werden wir eines Tages siegen!

Und wie kommt es, fragte Madame Scarron mißtrauisch, daß Ihr grade mich dazu auserseht, Eure Plane zu theilen und die Gemahlin Eures Königs zu werden?

La Chaise lächelte. Ich glaube an Prophezeihungen, sagte er, und deshalb müssen sie sich mir erfüllen. Ich will diese Prophezeihung wahr machen, weil ich dadurch das Reich und die Ehre Gottes zu befestigen hoffe in diesem sündigen, von Gott abgefallenen Frankreich! Blickt um Euch, Francoise, und überall an diesem Hofe werdet Ihr dem Laster, der Sünde, der Entartung und dem Verbrechen begegnen. Und der König ist es, welcher seinem Hofe voranschreitet auf diesem Wege der Sünde. Laßt ihn uns erretten von diesem Wege! Laßt ihn uns begleiten mit unserm Gebet und unserer Sorge, und wenn er einst zaudernd still stehet an einem Kreuzwege, dann laßt uns zu ihm hineilen und ihn mit unserer Liebe und der Autorität unsers Gottes auf den rechten Weg zurückführen, ihn hingeleiten zur Straße des Heils! Francoise, es gilt, die Seele eines Königs vom sichern Verderben zu erretten, Gott ruft Euch und mich zu dieser Rettung auf! Wollt Ihr die Stimme Eures Gottes nicht hören?

Francoise stand da mit gefaltenen Händen, mit gen Himmel gerichteten Blicken. Eine heilige, erhabene Begeisterung war über ihre Züge ergossen, und ganz

überwältigt von der Feierlichkeit dieses Momentes, sagte sie: möge Gott mir durch Euren Mund seine Befehle verkünden, mein ganzes Leben gehört dem Herrn, und ich will nichts sein, als seine gottergebene Magd!

Und der Herr wird Euch dafür segnen mit der Glorie königlicher Ehren! rief La Chaise. Aber ich wiederhole Euch, es werden noch Jahre vergehen, bevor wir unser Ziel erreichen! Nur langsam und vorsichtig werden wir den König dem Verbrechen und der sündigen Weltlust zu entreißen vermögen, es wird bis dahin viel Geduld, viel Entsagung nöthig sein! Wir dürfen den König weder durch Vorwürfe, noch durch die Strenge der Tugend schrecken, damit er sich uns nicht entzieht. Wir müssen ihn umgeben mit unserer Milde und Vergebung, und nur von Gott gesehen müssen wir arbeiten an dieser unsichtbaren Kirche, in welche wir einst den König geleiten wollen, damit er dort in zerknirschter Reue bete um die Vergebung seiner Sünden!

Und habt Ihr Hoffnung, daß dieses Werk gelingen könnte?

Es wird gelingen. Noch schwelgt der König in der Lust und dem Uebermuthe der Sünde, aber schon be-

ginnt er zuweilen zu ermatten, schon klopft zuweilen an dieses von Sinnenlust berauschte Herz das Gewissen leise an, und mahnt ihn an die Strafe, welche dort oben den Sünder und Ehebrecher trifft, wenn er nicht auf Erden schon in sich gehet und bereuet! Ihr, Francoise, müßt ihn eine keusche Liebe kennen lehren, Ihr müßt ihn die Sünde und das Laster verachten, und die Tugend des Weibes kennen lehren, ich werde ihn erbeben machen vor dem Gotte des Zorns und der Rache, so wird er unser werden, und wir werden ihn beherrschen, Sie, durch Ihre Tugend, ich, durch meinen Gott! Aber es wird langsam geschehen, wir müssen warten, bis das Laster ihn erschöpft, bis die Sünde ihn übersättigt hat! Dann, Francoise, wenn er mit entnervten Gliedern, mit übersättigten Sinnen, in der Langenweile eines verödeten Daseins, auf welchem ihm keine Blume des Genusses mehr blüht, sich umblickt nach Trost und Erheiterung, dann ist unsere Stunde gekommen, und wir werden ihn beherrschen, indem wir ihn seinem Gotte versöhnen!

Hier meine Hand! rief Francoise begeistert. Ich bin die Eure! Meine ganze Zukunft liegt in Euren Händen!

So hört mich an! Morgen werde ich Euch zur Marquise Montespan führen!

Zu der Geliebten des Königs, zu diesem listigen Weibe, welches die arme La Vallière verdrängt?

Ihr sollt Luise La Vallière und die Tugend rächen, indem Ihr Eurerseits die Montespan verdrängt! Und wie könnt Ihr dies anders, als indem Ihr dieser ehebrecherischen Marquise nahe seid!

Und Ihr fordert, daß ich in Ihrer von Laster und Ehebruch verpesteten Nähe bleibe?

Wie solltet Ihr sonst Gelegenheit finden den König oft zu sehen? Seine Neugierde zu reizen, sein Herz zu entflammen? Ah, ich lese in Euren hellen Blicken, daß Ihr mich ganz verstanden habt, Francoise! Ihr werdet in Allem das Gegentheil der lockern und coquetten Damen dieses Hofes sein, Ihr werdet den König fliehen, statt ihn zu suchen, Ihr werdet von Eurer Tugend reden machen, wie jene von ihren Lastern! Man kennt Eure Sittsamkeit und Tugend, und grade um dieser seltenen Eigenschaften willen ist es, daß die Marquise Montespan Eurer begehrt! Sie will ihre eigene Sünde vergessen machen, indem sie die Tugend an sich fesselt, und indem sie die ehrbarste, keuscheste und geistvollste

Frau von ganz Paris in ihre Dienste nimmt, will sie beweisen, daß sie die Tugend zu ehren weiß, und daß die Tugend nicht vor ihr flieht!

Und worin soll ich ihr dienen? fragte Madame Scarron erstaunt.

La Chaise lächelte und neigte sich dichter an ihr Ohr.

Ihr sollt die Erzieherin ihrer Kinder werden! sagte er.

XVIII.

Die Gouvernante.

Am Tage nach dieser Unterredung führte La Chaise die Witwe Scarron zur Palastdame der Königin, zur Marquise Athenais von Montespan, und indem er Francoise der Marquise vorstellte, sagte La Chaise: Madame, ich bringe Euch hier diese junge Witwe, welche, bevor sie Frankreich verläßt, wenigstens einmal doch die Marquise von Montespan, das Entzücken und den Stolz von ganz Frankreich, sehen wollte.

Die Marquise lächelte und heftete ihre großen Augen auf diese Witwe, von deren Tugend man ihr so Vieles erzählt, und deren Lob selbst die Leichtfertigsten verkündeten.

Es war ein wunderbarer Contrast, diese beiden Frauen zu sehen, welche sich gegenüber standen, und deren schnelle, forschende Blicke einander zu durchbohren schienen.

Die Marquise, im vollen Glanz ihrer strahlenden Schönheit, in der reichsten und üppigsten Toilette, mit diesen stolzen, siegreichen Blicken und diesem bezaubernden Lächeln, und ihr gegenüber dieses Weib, ganz eingehüllt in bescheidene Sittsamkeit, ganz unscheinbar in diesen enganschließenden, Alles verhüllenden dunklen Gewändern, mit den frommen, demuthsvollen Blicken, mit dem sanften, milden Lächeln! Die Marquise, eine Göttin der Liebe und Schönheit, Francoise Scarron, eine ehrbare Matrone, ein ehrfurchtgebietendes Weib.

Sie ist eine Devote! dachte die Marquise. Es wird Sensation machen, diese Fromme neben mir zu sehen!

Welche üppige, lasterhafte Schönheit, dachte Francoise. Wie kann der König nur dieses Weib lieben, welches so frech vor jedem neugierigen Auge alle ihre Reize zu Markte trägt!

Sie haßten sich schon mit dem ersten Blicke, diese beiden Frauen, welche das Schicksal zu Nebenbuhlerinnen bestimmt hatte, Jede fühlte, mit dem Instinct des weiblichen Herzens, daß sie einer Feindin gegenüber stand, und doch mußten sie ihre Bestimmung erfüllen, doch waren sie schon an einander gekettet und konnten sich nicht mehr entfliehen!

Sie sprachen sehr freundlich zu einander, Francoise Scarron überwand ihr stolzes, widerstrebendes Herz, und bat um die Fürsprache der Montespan, und die Marquise besiegte ihren geheimen Widerwillen und sagte sie ihr zu.

Francoise that es, um einst die Gemahlin des Königs zu werden, Athenais, um für ihre und des Königs Kinder eine Gouvernante zu gewinnen, deren Tugend der Hof als ein Wunder anstaunte.

Am Abend dieses Tages überreichte die Marquise Montespan dem Könige eine Bittschrift.

Von wem ist dies Papier? fragte der König.

Sire, es ist ein Pensionsgesuch von der Witwe Scarron!

Ah, die Witwe Scarron! Soll ich schon wieder von den Bittschriften dieser Witwe Scarron hören?

Sire, Sie hätten schon lange nicht mehr von ihr hören sollen! Wahrlich, Ew. Majestät sollten einer Frau sich erbarmen, deren edle Vorfahren sich im Dienste Eurer Majestät glorwürdig auszeichneten, und deren Gatte ein berühmter Dichter Frankreichs war.*)

*) Beaumelle. Mémoires de la Marquise de Maintenon. Vol. I. pag. 274.

Wie schön Ihr in diesem Augenblick seid! rief der König, seine Geliebte umarmend. Bei meinem königlichen Wort, es ist unmöglich, Euch etwas abzuschlagen. Mag es denn drum sein! Dieser närrische Kobold, der sogenannte Dichter Scarron, nannte sich „der Kranke der Königin", und meine erhabene Mutter zahlte ihm als ihrem Kranken eine Pension. Nun wohl, Scarron's Witwe soll dieselbe Pension erhalten, welche Anna von Oesterreich dem Scarron zahlte. Sie kann sich jetzt „die Kranke des Königs" nennen!

Wenn das eine Bedingung ist, so wird Madame Scarron es vorziehen diese Pension nicht anzunehmen, sagte Frau von Montespan ernst.

Ist sie so stolz, Eure Witwe?

Sie ist eben so stolz, als klug, eben so fromm, als gelehrt! sagte die Montespan, bemüht den König für ihre Plane zu gewinnen.

Ah, sagte der König mit einem spöttischen Lächeln, sie ist eine Gelehrte! Ich kenne nichts Langweiligeres, als diese gelehrten Weiber!

Doch hoffe ich Nutzen zu ziehen von ihrer Gelehrsamkeit, sagte die Marquise, und theilte dem König in ihrer beredten und eindrucksvollen Weise ihre Ab-

sicht mit, die Witwe Scarron zur Erzieherin ihres Sohnes zu machen!

Die Marquise war heute von blendender Schönheit, der König hatte nicht die Kraft, ihr eine Bitte zu verweigern. Er gab daher die Einwilligung zu dem Plan seiner Geliebten.

Und wer, wenn diese Frage erlaubt ist, hat meine schöne Athenais für diese fromme Gelehrte begeistert? fragte der König.

Ich wandte mich in meiner Noth und Angst um eine passende Erzieherin, welche zugleich Klugheit und Discretion genug besäße, die Aeltern dieses Kindes, welches man ihrer Pflege anvertrauen will, nie zu verrathen, an Euren Beichtvater, Sire! La Chaise ist es, der mir die Witwe Scarron empfohlen hat!

Ah, dann wird sie empfehlenswerth sein, La Chaise ist ein Weiser, und sein kluger Blick ist nicht zu täuschen. Wenn La Chaise sie empfohlen hat, nun, dann laßt sie Erzieherin unsers kleinen Knaben werden, und Erzieherin all seiner kommenden Geschwister!

Sire! rief die Marquise mit einem bezaubernden Lächeln, indem sie leicht und schäkernd mit ihren rosigen Fingern den König auf die Lippen schlug.

Der König lachte und zog sie in seine Arme. — —

Die Witwe Scarron nahm diese Stelle an, sie ward Gouvernante des ältesten Sohnes der Marquise von Montespan, des spätern Herzogs du Maine, und da der König richtig prophezeiht, und der kleine Knabe im Verlauf der nächsten Jahre mehrere Geschwister erhielt, übergab man auch diese der klugen und liebevollen Gouvernante, welche die Kinder zu lieben schien, als ihre eigenen, und die so getreulich das Geheimniß ihrer Geburt bewahrte, daß man lange Zeit nicht ahnte, wer die Aeltern dieser Kinder sein mögten.

Francoise Scarron, die Gouvernante dreier königlicher Bastarde, bewohnte jetzt ein Landhaus in der Nähe von Vaugirard, unweit Paris, sie hatte ihre Dienerschaft, ihre Equipage, — aber sie entbehrte inmitten ihres Ueberflusses, denn sie war arm an Hoffnung, das Ziel, nach welchem sie strebte, zu erreichen!

Der König hatte einmal ein Vorurtheil gegen diese „fromme Gelehrte", er hatte es sich zur ausdrücklichen Bedingung gemacht, daß die Gouvernante niemals vor ihm erscheine, daß er niemals mit ihren gelehrten Phrasen belästigt werde. Eine seltsame, un-

erklärliche Ahnung schien ihn zum Vermeiden dieser Frau zu bewegen, die er einst anerkennen sollte als seine Gebieterin, deren Joch der König sich beugen sollte, als ihr Sclave!

Aber La Chaise ermuthigte sie immer wieder, er sprach der Verzagenden Muth ein, er vertröstete sie auf die große ihr prophezeihete Zukunft, er lehrte sie immer wieder auf's Neue glauben an diese Prophezeihung, und war zugleich fein und klug bemüht, allmälig diesen Widerwillen zu besiegen, welchen der König gegen die Gouvernante seiner Kinder hegte.

Uebrigens, wenn der König einen Widerwillen hegte gegen die Gouvernante, so liebte er doch mit heißester Vaterliebe die Kinder, welche sie ihm erzog, und da er sie oft und täglich zu sehen wünschte, war es ihm unbequem, sie so weit von sich entfernt zu wissen. Er befahl daher, für die Kinder im Königlichen Schlosse zu Paris eine Wohnung einzurichten, und Madame Scarron verließ mit ihren drei Zöglingen ihr stilles Landhaus von Vaugirard und begab sich nach Paris.

Jetzt sind wir wieder einen Schritt näher zum Ziele, sagte La Chaise zu ihr. Nur zwanzig Schritte tren-

nen Eure Gemächer von denen des Königs, er wird es jetzt nicht mehr vermeiden können Euch zu sehen.

Francoise seufzte. Er wird immer nur in mir die Frau und Witwe jenes Koboldes sehen, dessen Name, wie man mir sagt, schon sein Lachen erregt!

Ihr müßt sobald als möglich einen andern Namen Euch erwerben! sagte La Chaise.

Einige Tage später ward der kleine Herzog du Maine in die Gemächer des Königs gebracht. — Ludwig der Vierzehnte war noch mit seinen Ministern beschäftigt, aber sein Beichtvater La Chaise war da und wußte den sechsjährigen Knaben durch allerlei Erzählungen und Spiele ganz angenehm zu beschäftigen.

Dann sprach er mit ihm von seiner Gouvernante; der kleine Herzog liebte sie wie eine Mutter und sprach von ihr mit der rückhaltslosen Zärtlichkeit eines Kindes.

Und ist sie immer heiter, Deine kleine Maman? fragte La Chaise.

Oh nein, sagte der Knabe traurig, sie weint sehr viel!

Mögtest Du nicht, daß sie lieber lachte?

Ach ja, das mögte ich wohl!

Nun denn, so höre mich an, mein kleiner Herzog!

sagte La Chaise, indem er den Knaben näher zu sich hinzog. Du allein kannst machen, daß Deine kleine Maman nicht mehr so viel weint, sondern immer heiter ist.

Der Knabe sah ihn mit seinen klugen Augen fragend an.

Wenn ich das machen kann, so soll es geschehen! sagte er.

La Chaise flüsterte: Deine kleine Maman weint, weil der König ihr nicht gnädig und freundlich sein will! Wenn Du aber sie immer vor dem Könige recht sehr lobst und sagst, daß Du sie wie eine Mutter liebst, dann wird der König sie endlich auch lieb haben!

Er soll sie lieb haben! rief der kleine Herzog heftig.

Bald darauf kam Ludwig der Vierzehnte, und mit seinem kleinen Sohne spielend und plaudernd, freute er sich mit echter Vaterzärtlichkeit über die klugen und witzigen Antworten des Knaben.

Er zog ihn daher in seine Arme, und ihn küssend sagte er: Seht ihn einmal an, La Chaise! Ist er nicht ein wahres kleines Wunder! Er ist sechs Jahre alt und schon so vernünftig!

Der Knabe warf dem Beichtvater einen raschen Blick zu.

Sire, sagte er dann, wenn ich vernünftig bin, so ist dies kein Wunder, da ich von der Vernunft selber erzogen werde!

Das ist eine Antwort, ganz seiner edlen Gouvernante würdig! rief La Chaise mit frommem Händefalten.

Des Königs Antlitz leuchtete in zufriedenem Vaterstolze.

Nun, rief er, wenn die Vernunft selber Dich erzieht, so muß sie freilich dafür anders belohnt werden, als eine gewöhnliche Sterbliche.

Und der König trat an den Tisch und schrieb rasch einige Worte auf.

Da, sagte er dann zu dem kleinen Herzog, indem er ihm das Papier darreichte, da, mein Knabe, bringe das Deiner klugen Gouvernante! Es ist eine Anweisung auf hunderttausend Livres. Das wird ihr hoffentlich Vergnügen machen! *)

Der Knabe eilte mit stürmischen Dankesäußerungen fort.

Ludwig der Vierzehnte blickte ihm lächelnd nach.

*) Beaumelle. Mémoires de Madame de Maintenon. Vol. II.

Diese Madame Scarron muß in der That eine sehr kluge Frau sein! sagte er.

Sire, sie ist nicht bloß klug, sie ist auch liebenswürdig!

Und gelehrt! rief Ludwig. Ich hasse die gelehrten Weiber!

XIX.

Die Marquise Maintenon.

Seit Madame Scarron im Königlichen Schlosse wohnte, war es endlich am Hofe kein Geheimniß mehr, wer der Vater dieser reizenden drei Kinder sei, deren Gouvernante die Witwe Scarron war.

Man sah die Liebe des Königs zu diesen drei Kindern, und man verstand sie. Aber wer war die Mutter derselben? Diese Frage blieb noch immer ohne bestimmte Antwort. Einige flüsterten ganz leise den Namen der Frau von Montespan, Andere nannten laut den Namen der Madame Scarron, und was man so laut gesagt, drang bis zu den Ohren Françoise's.

Diese neue Beschuldigung und Ungerechtigkeit empörte sie.

Ich werde mich dafür rächen! sagte sie zu La Chaise, und ihre Augen flammten in wildem Zorn.

Wie werdet Ihr Euch rächen?

Ich werde diese Marquise verdrängen, um derentwillen man meinen Namen schändet, und meine Ehre vernichtet!

Und Gott wird Euch seinen Segen geben zu diesem heiligen Werke! rief der Pater. Dies ist eine erhabene Rache, ganz Frankreich wird Euch anbeten, wenn Ihr sie vollführt!

Ich werde es! sagte Françoise fest. Ihr müßt mir dabei behülflich sein, ehrwürdiger Vater!

Das werde ich!

Einige Tage später erfuhr der König, daß seine geliebten drei Kinder plötzlich erkrankt seien. Erschreckt eilte er selber hin, sie zu sehen, und ohne seine Ankunft melden zu lassen, öffnete er leise den Vorhang zu dem Schlafgemach seiner Kinder.

Aber erstaunt und entzückt über das Bild, welches sich ihm darbot, blieb er stehen.

Neben der Wiege, in welcher das jüngste Kind schlummerte, saß eine Frau, deren edles sanftes Gesicht, deren sittsame, bescheidene Kleidung den König frappirte. Sie hatte den Fuß etwas erhoben, und bewegte mit demselben die Wiege des Kindes, damit diese in be-

ständigen Schwankungen bliebe. Auf ihrem Schoße ruhte das zweite Kind, im Begriff einzuschlummern, und die Frau sang ihm mit halblauter, köstlicher Stimme ein Wiegenlied, während sie zugleich beschäftigt war dem kleinen Herzog du Maine, der an ihrer Seite stand, die Blätter umzuwenden in dem großen Bilderbuch, mit dessen Anschauung der Knabe beschäftigt war.*) Übrigens war Françoise Scarron so ganz vertieft in dem Anschauen und der Sorge für ihre Pfleglinge, daß sie den König gar nicht gewahrte, und ihre liebevollen Blicke immer auf diese Kinder gefesselt hielt.

Er hütete sich wohl, durch irgend ein Geräusch seine Anwesenheit zu verrathen. Auf der Schwelle stehend genoß er dieses wundervollen, zugleich so schönen und so rührenden Anblicks. Bald däuchte ihm diese Frau eine von Engeln umgebene Heilige, bald eine von Amoretten umspielte Göttin. — Aber wenn er seine Blicke auf dieses so sanfte, in reinster Zärtlichkeit strahlende Antlitz heftete, dann mußte er gestehen, daß sie durchaus mehr einer Heiligen, als einer Göttin vergleichbar sei.

Als er aber aus dem Nebenzimmer sich nähernde

*) Beaumelle. Mémoires de Madame de Maintenon. Vol. II.

Stimmen hörte, ließ der König unbemerkt und geräuschlos den Vorhang wieder fallen, und trat gedankenvoll den Rückweg zu seinen Gemächern an.

Der Zufall wollte, daß in diesem Augenblick die Marquise Montespan aus einer dieser Thüren trat, an welchen der König vorüberschritt.

Sie war in reichster und köstlichster Parure, Hals und Busen ganz entblößt, ganz das Bild der üppigsten Schönheit, strahlend in Lust, voll übermüthiger Keckheit und stolzer Sicherheit.

In diesem Augenblick fühlte sich der König verletzt von dem Anblick dieser stolzen, siegreichen Schönheit, die in Lust und Freude strahlte, während ihre Kinder krank darnieder lagen.

Madame, sagte er, es ist wahr, Sie sind durchaus eine siegreiche Göttin, aber es ist doch sehr gut, daß wir da drin eine Heilige haben, denn die Göttin allerdings kann sich nicht herablassen, ihre Kinder zu pflegen!

Und ohne der erstaunten Marquise Zeit zu einer Antwort zu lassen, schritt der König vorüber, und begab sich in seine Gemächer.

Eine Stunde später überbrachte der Pater La Chaise

der Witwe Scarron ein Geschenk vom König. Es war ein sammtnes Portefeuille, das eine Anweisung auf einhundert und funfzig tausend Livres enthielt*).

Der König sendet Euch dies als einen Beweis seiner Zufriedenheit, sagte La Chaise, und indem er mir dieses Portefeuille einhändigte, sagte er: „ich habe heute ein wundervolles Bild gesehen, es hat mich entzückt, und ich möchte gerne der Person, welcher ich dies Bild verdanke, mich erkenntlich zeigen! Bringt daher der Witwe Scarron dieses Portefeuille. Ihr verdanke ich dieses köstliche Bild.“

Versteht Ihr das? fragte La Chaise.

Françoise lächelte fein. Er hat mich heute überrascht, als ich mit seinen Kindern beschäftigt war, sagte sie.

Und Ihr gabt Euch den Anschein ihn nicht zu sehen?

Das that ich!

Françoise! Ihr seid sehr weise, und wir werden siegen!

Françoise schüttelte traurig ihr Haupt.

Die Witwe Scarron kann niemals die Gemahlin

*) Beaumelle. Mémoires de M. de M. Vol. II.

eines Königs werden, sagte sie. Ihr Name macht das unmöglich!

Ihr seid jetzt reich, rief La Chaise, kauft Euch eine Besitzung und nehmt den Namen derselben an! Oh, was fällt mir da ein! Erzählte mir nicht heute Louvois von einem Marquisat, das zu verkaufen sei? Richtig, richtig, jetzt entsinne ich mich! Er sprach von einer Marquise Maintenon, welche wegen Schulden flüchtig geworden, und sich nach Martinique begeben.

Nach Martinique! rief Françoise lebhaft. Nach meiner Heimath!

Und in Nachdenken versinkend fuhr sie leiser fort: seltsames Spiel des Zufalls! Sie geht nach Martinique, woher ich gekommen. Wie, wäre dies nicht ein Wink des Schicksals?

Ihr müßt Eurem Schicksale gehorchen! rief La Chaise. Diese Marquise ist entflohen nach Martinique; als das Gespenst Eurer Vergangenheit ist sie nach Eurer Heimath ausgewandert, Ihr seid ihre Erbin, Ihr sollt von der verschollenen Vergangenheit Euch die Zukunft ererben! Dieses Marquisat Maintenon muß Euer werden!

Ja, ich will es zu erlangen suchen! rief Françoise lebhaft. Sprecht Ihr für mich mit Louvois!

Das werde ich, in dieser Stunde noch! Dieses Marquisat Maintenon muß Euer werden um jeden Preis!

Aber wenn es meine Mittel übersteigt? fragte Françoise schüchtern.

Dann müßt Ihr Euch schon darin ergeben, meine Schuldnerin zu werden, sagte La Chaise lächelnd, und entfernte sich, um zu Louvois zu gehen.

Es war am Abend dieses Tages, als die Marquise von Montespan unruhig in ihrem Boudoir auf und abging. Der König war heute weniger zärtlich, weniger zuvorkommend gewesen, als sie ihn sonst zu sehen gewohnt war. Er hatte zwar auch triftigen Grund ein wenig sinnend und nachdenklich zu sein, denn Luise La Vallière, endlich erliegend diesen Qualen der Eifersucht und ganz zermartert von den Schmerzen einer nicht mehr erwiderten Liebe, hatte heute plötzlich den Hof verlassen, und sich in ein Kloster begeben. — Der Hof, welchem sie weder mehr zu schaden noch zu nützen vermochte, erinnerte sich jetzt nur noch ihrer Liebenswürdigkeit und Anmuth, ihrer treuen, hin-

gebenden Liebe, die nicht durch die leiseste Untreue oder Leichtfertigkeit war verletzt worden. Man bewunderte sie jetzt, indem man sie zugleich bemitleidete, und der König empfand eine Art Reue, wenn er dieses so unschuldigen, so reinen und tugendhaften jungen Mädchens gedachte, welches Luise La Vallière einst gewesen, und dessen Unschuld er seiner glühenden Liebe, dessen Glück er seiner rücksichtslosen Unbeständigkeit geopfert hatte.

Und während alle Damen eine betrübte und traurige Miene zeigten, während die Königin selbst öffentlich bei Tafel mitleidsvolle Thränen vergoß über das Schicksal und den harten Entschluß der armen Luise La Vallière, konnte Athenais von Montespan nicht diese triumphirende Freude über die endliche Entfernung ihrer Nebenbuhlerin verbergen. Sie war daher in der heitersten Laune, ihr Mund sprudelte über von den beißendsten und launigsten Sarkasmen und Witzworten, welche den König unter andern Umständen würden sehr erheitert haben, über welche er heute aber mißmuthig die Stirne runzelte.

Athenais fühlte sich aber von der Verstimmung des

Königs eben so sehr verletzt, als Ludwig sich von ihrer Heiterkeit verletzt fühlte.

Sie machte ihm daher, als der König allein mit ihr war, heftige Vorwürfe, sie überließ sich ganz ihrem stolzen und herrschsüchtigen Temperament, und ganz hingerissen von der heftigsten Eifersucht, beschuldigte sie den König in erbittertem Tone der Treulosigkeit und Perfidie.

Der König hörte ihr lange schweigend zu, er war solcher Streitigkeiten schon gewohnt geworden, aber er verglich in diesem Augenblick die Marquise Montespan, diese heftige, herrschsüchtige und ehrgeizige Frau mit Luise La Vallière, diesem sanften, ergebenen und liebenden Mädchen, welches er ihr geopfert hatte, und er fragte sich leise, ob Athenais dieses Opfers wohl werth gewesen?

Wahrlich, sagte er dann laut, Ihr habt wohl ein Recht auf die arme Luise eifersüchtig und neidisch zu sein, denn sie besitzt eine Tugend, welche Ihr niemals erreichen könnt!

Und welches, Sire, ist diese große, Neid verdienende Tugend?

Es ist Luisen's wahre und treue Liebe! sagte der

König. Ihr, Marquise, würdet wahrlich nicht in ein Kloster gehen, wenn ich Euch verließe! Luise La Vallière liebte ihren Ludwig, aber ich fürchte, Marquise, Ihr liebt nur den König!

So sprechend verließ Ludwig der Vierzehnte schnell das Zimmer seiner Geliebten, und ließ sie erstaunt, und von seltsamen Ahnungen gepeinigt, allein.

Der König hatte gesagt, „Ihr würdet nicht in ein Kloster gehen, wenn ich Euch verließe,“ der König dachte also an die, wenn auch noch so entfernte Möglichkeit, er könne sie Jemals verlassen, es schien ihm dies nicht eine ganz undenkbare, gar nicht auszusprechende Fabel! Mein Gott, sie hatte Niemals an diese Möglichkeit gedacht, ihr hatte das so fern gelegen, wie der Himmel von der Erde!

Sie zitterte jetzt vor einem unbekannten Schreckniß, sie sah dunkle und entsetzliche Bilder vor ihrem innern Auge aufsteigen, und ganz gepeinigt und geängstigt von diesen Bildern, ging sie in wilder Hast in ihrem Boudoir auf und ab.

Endlich entschloß sie sich, an den König zu schreiben, ihm in einem glühenden, zärtlichen Briefe ihre zu jedem Opfer bereiten Liebe zu versichern.

Aber ihre Hand zitterte, ihr Kopf fand keine Gedanken.

Sie rief daher ihre Kammerfrau und befahl, Madame Scarron zu ihr zu rufen.

Françoise gehorchte der Botschaft, und trat wenige Minuten später in das Boudoir der Marquise.

Athenais eilte ihr entgegen.

Sie müssen mir beistehen, Sie müssen mich retten! sagte sie, und erzählte in hastigen Zügen die Begebenheiten des heutigen Tages!

Oh, Madame, ich gratulire! rief Françoise, als sie von der Entfernung Luise La Vallière's hörte. In der That, ich gratulire! Sie haben jetzt eine Nebenbuhlerin weniger an diesem Hofe!

Ich fürchte keine Nebenbuhlerin! rief die Marquise stolz.

Und warum triumphiren Sie alsdann über diesen Entschluß Luise La Vallière's? fragte Françoise mit einem feinen Lächeln.

Athenais überhörte ihre Frage, und erzählte ihr die Äußerung des Königs.

Ich wollte ihm schreiben, sagte sie, aber mein Herz und meine Hand zittert. Aller Witz hat mich ver-

lassen! Ihr aber, Ihr seid immer ruhig, immer klug und witzig! Ihr müßt daher statt meiner diesen Brief an den König schreiben! Ihr müßt ihm mit der hinreißendsten Beredsamkeit meine Liebe, meine grenzenlose Hingebung und Treue schildern.

Oh, Madame, dies wird mir nicht gelingen, rief Françoise schwermuthsvoll. Ich verstehe nicht solche Briefe zu schreiben!

Wie, Ihr versteht keinen Liebesbrief zu schreiben?

Nein, ich habe viele bekommen, aber ich habe niemals einen Liebesbrief geschrieben!

Mein Gott, Ihr habt also niemals geliebt?

Nein, niemals! sagte Françoise traurig. Das ist ohne Zweifel ein Unglück, aber es hat nicht in meiner Macht gestanden, glücklich zu sein!

Nun, so sollt Ihr es heute mindestens durch Eure Phantasie sein! rief Athenais lachend. Denn ohne Zweifel wird Euch Eure Phantasie begeistern! Bedenkt, Ihr schreibt heute Euren ersten Liebesbrief, und Ihr schreibt ihn an den König!

Aber ich schreibe ihn für eine Andere! seufzte Françoise unwillkührlich.

Die Marquise brach in ein lautes, spöttisches Gelächter aus.

Nun, sagte sie, wolltet Ihr ihn etwa für Euch selber schreiben, meine gottergebene Heilige?

Françoise antwortete nichts, aber sie warf auf Athenais einen so flammenden, vielsagenden Blick, daß diese unwillkührlich erbebte.

In der That, Françoise hatte die Wahrheit gesagt, sie hatte noch niemals einen Liebesbrief geschrieben, und ihrem zum Aberglauben geneigten Sinne schien es von der glücklichsten Vorbedeutung, daß ihr erster Liebesbrief an den König gerichtet war, obwohl im Namen einer Andern.

Sie übernahm es daher, diesen Brief zu schreiben, und sie schrieb ihn mit all' der Grazie und Feinheit, mit dem funkelnden Witze, und dem scharfen Verstande, der ihr eigen war. Vielleicht war es, weil sie noch niemals einen Liebesbrief geschrieben, daß er sich von allen andern derartigen unterschied, daß er so pikant und doch zart, so zärtlich und glühend, und doch nicht empfindsam war.

Athenais von Montespan war entzückt über diesen

Brief, und eilte ihn abzuschreiben, um ihn noch in dieser Nacht an den König zu senden *).

Der König war ebenso erstaunt, als überrascht von diesem Briefe, er las ihn wieder, und immer wieder, und als um die Mittagszeit des folgenden Tages sein Beichtvater La Chaise zu ihm kam, sagte er: ehrwürdiger Vater, Ihr müßt mir eine Buße auferlegen, denn ich habe heute eine heilige Pflicht versäumt, welche, getreulich zu erfüllen, ich Euch gelobt hatte! Ich habe heute morgen nicht mein Tagewerk damit begonnen, in diesen heiligen Gebetbüchern zu lesen, welche Ihr mir gegeben, sondern ich habe heute statt der Gebete einen Liebesbrief gelesen, und ich gestehe zu meiner Schande, daß ich mehr Lust und Freude dabei empfunden, als wenn ich Gebete gelesen! Legt mir also eine Buße auf! Aber damit sie nicht zu hart sei, und Ihr eine Entschuldigung für mich findet, lest zuvor diesen Brief!

Und der König reichte dem Beichtvater den Brief der Marquise Montespan dar.

La Chaise las ihn schweigend und mit großer Aufmerksamkeit.

*) Mémoires du Comte de Maurepas. Vol. I. pag. 12.

Nun, fragte der König, gesteht selbst, ist Athenais nicht geistreich, klug und zärtlich, wie ein Engel?

Dieser Brief ist sehr schön, sagte La Chaise, aber es ist nicht der Styl der Marquise Montespan, und ich wage zu behaupten, daß sie ihn nicht geschrieben hat!

Nun beim Himmel, das ist stark! rief der König lachend. Und wer, wenn es Euch beliebt, sollte meiner Athenais die Hand geführt haben? Wer anders, als die Liebe!

La Chaise zuckte lächelnd die Achseln. Wir werden sehen! sagte er. Darf ich es wagen, Ew. Majestät einen Vorschlag zu machen?

Sprecht! Euer Mißtrauen fängt an mich zu belustigen. Wie wollt Ihr erforschen, ob die Marquise diesen Brief geschrieben?

Es wird dazu einiger Zeit bedürfen, aber wenn Ew. Majestät die Gnade hätten, der Marquise wieder zu schreiben, und indem Sie dieselbe Ihrer Freude versicherten über diesen herrlichen Brief, sie zugleich zu bitten, daß sie wieder antwortet, so glaube ich. —

Es ist also Euer Ernst? rief der König lachend.

Ihr glaubt wirklich, daß die Marquise sich einer andern Feder bedient hätte?

Ich bin es überzeugt!

Und der König schrieb, dem Wunsche La Chaise's gemäß, an die Marquise, und bat sie, diese ihn außerordentlich erheiternden schriftlichen Unterhaltungen noch weiter fortzusetzen.

Athenais von Montespan war entzückt über die Wirkung ihres Briefes. Da derselbe dem Könige so sehr gefallen, bat sie Françoise Scarron, wieder in ihrem Namen zu schreiben, und Françoise gehorchte. —

Am Abend dieses Tages trat La Chaise mit triumphirender Miene zum Könige ein.

Sire, sagte er, wenn Ihr die Gnade habt, Euch unverzüglich und so geräuschlos als möglich in das Gemach der Marquise Montespan zu begeben, so wird Ew. Majestät sehen, daß meine Vermuthung wohl begründet war!

Der König eilte, ohne eine Antwort, leise auf den Zehen schleichend, hinüber zu den Gemächern seiner Geliebten.

Er winkte der Kammerfrau, ihn nicht zu verrathen, und trat unangemeldet in das Boudoir der Marquise.

Sie war wirklich mit Schreiben beschäftigt, und sie erschrack sichtlich, als sie den König eintreten sah.

Ludwig der Vierzehnte trat hastig an ihren Schreibtisch.

Nun, meine Theure, fragte er, womit beschäftigt Ihr Euch denn?

Ich schreibe an Ew. Majestät, sagte sie, mit schnell wieder gewonnener Fassung. Nein, nicht an die Majestät, sondern an meinen königlichen Geliebten schreibe ich! Aber Ihr dürft diesen Brief nicht sehen, bevor er vollendet ist!

Und die Marquise legte mit einem schelmisch zärtlichen Blick ihre Hände über diese Papiere, welche zu verbergen der König ihr keine Zeit gelassen!

Der König zog mit einem zärtlichen Lächeln diese schönen Hände von den Papieren fort, und indem er sie an seine Lippen drückte, sagte er: nein, Athenais, ich bin zu begierig, um noch länger warten zu können. Ich will jetzt den Anfang und später das Ende dieses Briefes lesen!

Und der König streckte die Hand nach den Papieren aus.

Sire, rief die Marquise erblassend, indem sie die

Hand des Königs zurück hielt, Sire, ehrt das Briefgeheimniß!

Dieser Brief ist, wie Ihr sagt, an mich gerichtet, und ich werde ihn daher lesen, sagte der König, und er bemächtigte sich der Papiere.

Die Marquise sank ächzend in den Sessel zurück!

Plötzlich verfinsterte sich die Stirne des Königs, und er schleuderte auf die zitternde Marquise Blicke des Zorns und der Verachtung.

Madame, sagte er, ich sehe da allerdings einen von Ihnen angefangenen Brief, aber dabei liegt ein schon vollendeter Brief, der Ihrige ist nur eine Copie dieses Letztern. Aber das Original ist nicht von Ihrer Hand, Sie hatten also nur die großmüthige Absicht, mich mit der Copie eines fremden Originals zu beglücken. Das ist sehr originell, sehr pikant in der That. Ach, Sie fürchteten wahrscheinlich durch so glühende Ergüsse Ihrer Zärtlichkeitsphrasen den Fond derselben zu erschöpfen, und Sie bedienten sich daher einer andern Quelle, um ihre eigene nicht versiegen zu machen. Sie sind also ökonomisch, und man sieht daher, wie Unrecht Frankreich thut, wenn es Sie der unsinnigsten Verschwendung auf Kosten des Volkes zeiht!

Sire, sagte die Marquise leise, eingeschüchtert von dem kalten, spottenden Tone Ludwigs, Sire, Ihr seid sehr grausam, sehr hart gegen Eure arme Athenais!

Und Ihr sehr zärtlich, sehr hinreißend in diesem Briefe da, nur daß es ein Fastnachtsspiel, eine Lüge ist, während ich Euch mindestens die Wahrheit zeigte! Aber ich möchte doch die wahre Verfasserin dieses Briefes kennen! Es ist ohne Zweifel eine Frau, denn nur ein Weib versteht es, in so edler und würdiger Sprache zugleich die größte Zärtlichkeit und die größte Reinheit darzulegen! Oh, die Verfasserin dieses Briefes muß die Liebe verstehen, sie muß ihr innerstes Wesen mit der Verstandeskraft eines Sokrates, und der Leidenschaft einer Lais durchdrungen haben!

Da können Ew. Majestät sehen, wie sehr der Anschein trügt, rief die Marquise gereizt, denn die Frau, welche, wie ich bekennen will, diesen Brief geschrieben, sie hat noch niemals geliebt, noch niemals einen Liebesbrief geschrieben! Sie hat daher auch in ihrer Unerfahrenheit nur das niedergeschrieben, was ich ihr, als den Ausdruck meiner Gesinnung, niederzuschreiben befahl!

Und wer ist diese Frau, der es gelungen, an un-

serm Hofe so rein und unschuldig zu bleiben, daß sie noch niemals geliebt, und noch niemals einen Liebesbrief geschrieben hat?

Sire, es ist eine Frau, welche Ihr haßt, weil sie eine Gelehrte ist! Ich meine die Gouvernante unser Kinder, die Witwe Françoise Scarron!

Die Witwe Scarron! rief Ludwig erstaunt. Nun bei Gott, dies scheint ein bewunderungswürdiges Weib zu sein! Ich sah sie am Morgen meine kranken Kinder pflegen mit der erbarmenden Zärtlichkeit einer Heiligen, und diesen Abend schreibt sie Liebesbriefe mit der Weisheit und Gluth einer Aspasia! Ah, ich that dieser Frau Unrecht, wenn ich sie eine Gelehrte nannte, und ich werde sie um ihre Verzeihung zu bitten haben!

Und der König näherte sich der Thür, um, seiner großmüthigen Wallung nachgebend, zur Witwe Scarron zu gehen.

Athenais von Montespan hielt ihn zurück.

Sire, sagte sie, in so später Abendstunde noch wollt Ihr zu dieser Frau gehen? Oh, mein Gott, es ist also Ihr Ernst, Sie wollen mich tödten?

Und in Thränen ausbrechend, warf sie sich vor ihrem Geliebten nieder, und erhob ihr schönes Antlitz zu ihm

mit einem solchen Ausdruck der Zärtlichkeit und des Flehens, daß Ludwig sich unwillkührlich erweicht fühlte von diesem Anblick.

Es ist nicht meine Absicht, Sie zu betrüben, Madame, sagte er, obwohl Sie allerdings eine kleine Lection verdient haben für diese Täuschung da!

Und er zeigte lächelnd auf die Briefe, aber dann hob er die Marquise in seine Arme.

Sire, sagte sie, ihn fest umklammernd, Sire, Sie sind mein Glück und meine Seligkeit, meine Gottheit und meine Unsterblichkeit! Möge meine Seele in aller Ewigkeit verloren sein, möge der Papst, die Kirche, und die ganze Welt mich verdammen, ich werde mich dennoch glückselig und hochbegnadigt nennen, wenn mir nur Eure Liebe bleibt! Eure Liebe ist meine Welt und meine Seligkeit, ich verlange keine andere!

Der König vermochte es nicht, einer solchen glühenden Zärtlichkeit zu widerstehen, und umschlungen von den Armen seiner Geliebten vergaß er, daß sie ihn betrogen, und er ihr hatte zürnen wollen.

Aber den Originalbrief der Witwe Scarron nahm er mit sich, um ihn noch einmal zu lesen, und seines köstlichen Inhalts sich zu erfreuen! —

Ihr hattet Recht, ehrwürdiger Vater, sagte der König am andern Tage zu La Chaise, Eurer Weisheit entgeht nichts, und ich bewundere Euch eben so sehr, als ich Euch verehre! Dieser Brief war in der That nicht von der Marquise, sondern die Witwe Scarron hat ihn geschrieben. Aber lest nur, wie glühend ihre Sprache, wie leidenschaftlich der Ausdruck ihrer Zärtlichkeit ist! Und denkt nur, es ist ihr erster Liebesbrief, sie hat noch niemals geliebt!

La Chaise las den Brief, dann sagte er lächelnd: es mag wahr sein, daß dies ihr erster Liebesbrief ist, aber wenn sie früher nicht empfunden hat, so muß sie jetzt empfinden, wer so glühend schreibt, der muß auch glühend fühlen. Es ist Wahrheit in dem Ausdruck ihrer Zärtlichkeit.

Ihr meint, daß sie jetzt liebt? fragte der König lebhaft.

Ich bin es überzeugt, und ich meine, es in diesem Briefe zu lesen!

Der König ward nachdenklich.

Ich that dieser Frau Unrecht! sagte er. Ich hielt sie für eine kalte herzlose Gelehrte, für eine jener Prüden. die stolz sind auf ihre niemals in Versuchung ge-

führte Tugend, und die Liebe verdammen, weil sie selber keiner Liebe fähig sind! Ach, es war ein Irrthum, den ich wieder gut machen muß!

Sire, ich sagte es Euch immer, daß Ew. Majestät sich über diese Frau täuschten!

Es ist wahr, Ihr thatet dies, und ich wollte Euch nicht glauben!

Sie hat viel geweint, und sich tief betrübt, weil Ew. Majestät sie haßte!

Wirklich, sie hat deshalb geweint? fragte der König lebhaft. Nun, mein königliches Wort darauf, ich will wieder gut machen, was ich verschuldete! Wenn ich nur ein Mittel wüßte, ihr Freude zu machen, denn ihr wiederum Geld anzubieten, wage ich jetzt nicht mehr, da ich sie besser kenne!

Darf ich es wagen, Ew. Majestät ein Mittel anzugeben, wie Ihr die Gouvernante Eurer Kinder erfreuen könnt? fragte La Chaise.

Der König nickte gewährend.

Sire, ich habe eben im Namen und im Auftrag der Gouvernante mit Louvois den Kontrakt über ein Landgut abgeschlossen, welches Madame Scarron sich

für die Summen, die sie Eurer Gnade schuldet, angekauft hat! Die Gouvernante Eurer Kinder ist von heute an Besitzerin des Marquisats Maintenon, deren bisherige Eigenthümerin wegen Schulden entflohen ist, und ihren Verwandten Louvois beauftragt hat, ihre Güter zu veräußern.

Aber ich begreife nur nicht, wie es mir dabei gelingen soll, der jetzigen Besitzerin von dem Gute Maintenon eine Freude zu bereiten!

Ich werde mir erlauben, es Ew. Majestät zu sagen! Die Gouvernante des Herzogs du Maine fühlt sich niedergedrückt und gedemüthigt von dem Namen, welchen sie trägt, weil dieser sie an die schwerste und unglücklichste Zeit ihres Lebens erinnert, an eine Zeit, wo sie die Sclavin eines koboldartigen Krüppels, die demuthsvolle und gottergebene Magd eines herzlosen Spötters war, an eine Zeit, in der sie gelitten mit dem Heldenmuth einer Märtyrerin, und dennoch jeder Versuchung und Verführung mit der keuschen Tugend einer Heiligen widerstanden hat!

In Wahrheit, sie ist ein großes Weib! rief Ludwig der Vierzehnte begeistert aus.

Ihr seid der sichtbare Stellvertreter Gottes! sagte

La Chaise feierlich. Belohnt daher die Tugend, wie Ihr das Laster straft! Befreit diese Frau von dem Namen eines unwürdigen Gatten! Scheidet von einander, was nicht zu einander gehört!

Ich werde das! rief der König, aber es wird nicht genug sein, dieser edlen, verkannten Frau meine Anerkennung und meine Reue zu bezeigen! — —

An diesem Abend war eine kleine auserwählte Gesellschaft in den Zimmern der Marquise Montespan. Es war der Zirkel der vertrautesten Freunde, welche der König hier um sich zu versammeln pflegte. Man war sehr ausgelassen, sehr geistreich und sehr witzig in diesen Reunions der Vertrauten, zu denen zugezählt zu werden die Vornehmsten und Bedeutendsten für ein unermeßliches Glück, eine unendliche Gnade erachteten.

Wie gesagt, dieser Zirkel der Vertrauten war an diesem Abend in den Zimmern der Marquise versammelt. Man sprach, man spielte Karten und Würfel, man medisirte, scandalisirte, lachte und unterhielt sich, wie gewöhnlich. Aber während man ganz ungezwungen und harmlos schien, war doch Jeder sorgsam bedacht, dem König und der Marquise sich nur dann zu nahen, wenn er ausdrücklich dazu aufforderte, und

außerdem den Liebenden diese Einsamkeit und dieses Alleinsein zu gönnen, welches der Liebe schönstes Besitzthum ist!

Während man sich ungezwungen und heiter in den angränzenden Salons erging, war daher der König mit der Marquise in dem Boudoir allein.

Ich habe ein Unrecht gegen Dich wieder gut zu machen, Athenais, sagte der König. Du hast mir so oft die Gouvernante unserer Kinder gepriesen, und ich verwehrte es Dir, sie in Deinem Zirkel zu sehen. Das war hart und tyrannisch von mir!

Sire, es ist lange schon vergessen, sagte die Marquise, der jetzt gar nicht mehr daran gelegen war, den König mit Francoise bekannt zu machen. Ich liebe Euch zu sehr, um nicht willenlos mich allen Euren Befehlen zu fügen!

Und ich liebe Dich zu sehr, um nicht gerne ein Unrecht gegen Dich wieder gut zu machen, rief der König. Laß daher die vortreffliche Gouvernante zu uns rufen, wir wollen sie aufnehmen in den Kreis unserer Vertrauten! Ich denke, dies wird die beste Art sein, ihr unsere Dankbarkeit zu beweisen für die sorgfältige

Pflege, welche sie unsern Kindern weihet. Laßt also, ich bitte, diese Frau rufen!

Die Marquise biß sich unmuthig auf die Lippen, aber sie wagte es nicht, zu widersprechen, und gab also Befehl Madame Scarron zu rufen.

Wir können sie unter diesem lächerlichen Namen nicht in unserer Gesellschaft empfangen, sagte der König, ich werde daher, um Euch, theuerste Marquise, ganz zu beweisen, wie sehr ich Euch in der Person ehre, welche Ihr zur Gouvernante unserer Kinder gemacht, ich werde daher ihr einen andern Namen geben, damit Ihr nicht vor ihr zu erröthen habt.

Sire! sagte die Marquise verwirrt, das ist zu viel Gnade, mehr als ich verlange, mehr als ich annehmen kann!

Still! flüsterte der König aufstehend, sie kommt!

Und der Marquise Hand ergreifend trat er mit ihr in den angrenzenden Salon, in welchem die Gesellschaft versammelt war.

Wirklich hatte sich die Thüre in diesem Augenblick geöffnet, und Francoise Scarron trat ein. Sie war sehr einfach, aber sehr geschmackvoll gekleidet; ein dun-

kelfarbiges Seidenkleid umgab ihre schlanke Gestalt und reichte bis zum Halse hinauf. Eine Spitzenkrause umgab den Hals und umzog diesen schönen, edlen Kopf wie mit einem durchsichtigen Rahmen.

Es war ein seltsamer Contrast, diese bescheidene, streng verhüllte, einfache Frau zu sehen, gegenüber diesen blendenden Schönheiten, in der ganzen unverhüllten Pracht ihrer Reize.

Sie wirkte grade durch die Einfachheit und die bescheidene Würde ihrer Erscheinung. Man würde sie vielleicht übersehen haben, wäre sie gekleidet gewesen wie die Uebrigen, man zeichnete sie aus, weil sie eben ein schneidender Contrast zu den Uebrigen war.

Uebrigens zeigte das ruhige und schöne Gesicht Francoisens weder Verlegenheit, noch Scheu, sie fühlte sich ganz in ihrer Sphäre, durchaus nicht überrascht.

Der König schritt ihr entgegen, und seine Stimme erhebend, sagte er laut: Seid mir willkommen, Marquise von Maintenon. Ich begrüße Euch mit Freuden in diesem Kreise, und bitte Euch, daß Ihr in demselben niemals fehlen möget! Meine Damen und Herren, der König stellt Ihnen eine neue Dame unsers

Hofes vor, heißen Sie, gleich mir, die Marquise von Maintenon willkommen. *) —

Der Hof stand anfangs wie erstarrt vor Erstaunen und Bestürzung, aber der König hatte befohlen, man mußte daher natürlich dem Könige gehorchen!

Man umringte die neue Marquise Maintenon, man wünschte ihr Glück zu ihrer Erhebung, man pries ihre Tugend, man schwur, daß man sie immer hochgeehrt, sie immer geliebt habe!

Der Hof ahnte, daß hier ein neues Gestirn aufgehen würde, und Niemand wollte der Letzte sein, es als Sonne zu begrüßen.

Die Marquise Athenais von Montespan war einen Augenblick vergessen und in den Hintergrund gedrängt. Sie lehnte bleich und von seltsamen Ahnungen gepeinigt in einer Fensternische, und als sie sah, mit welcher Zärtlichkeit die Damen die neue Marquise umringten, wie demuthsvoll und entzückt die Herren sich vor ihr neigten, trat ein stolzes, verachtungsvolles Lächeln auf die Lippen der Marquise Montespan.

Elendes, verächtliches Gewürm dieser Hofschranzen,

*) Mémoires de la Marquise de Maintenon. Vol. II.

dachte sie. Ihr seid nichts als gekaufte Sclaven eurer Herren! Oh man wird Euch die Peitsche geben müssen, wie man es den Sclaven thut!

Der König stand eben allein neben Francoise.

Nun, sagte er leise, nun Marquise von Maintenon, werdet Ihr es dem Könige verzeihen, daß er Euch so lange verkannte?

Sire, flüsterte die Marquise von Maintenon, und ihre Stimme bebte vor Rührung; Sire, dieser Augenblick ist der schönste meines Lebens! Ach, möchte ich in dieser Stunde noch sterben, um dieses Glück nicht wieder zu verlieren!

Nein, nein, sagte der König heiter, laßt uns noch ein wenig zusammen leben, das wird bei weitem genußvoller sein! Marquise, wollt Ihr mir eine Bitte erfüllen?

Mein König hat nur zu befehlen, ich werde ihm gehorchen.

Laßt mir diesen Brief, welchen Ihr im Namen der Marquise an mich geschrieben!

Wie, Ew. Majestät wissen das? rief die Marquise Maintenon mit anscheinender Verwunderung. Ew. Ma-

jestät gleichen also in allen Dingen der Gottheit — Sie sind allwissend.

Möchte ich es sein, flüsterte der König, dann möchte ich jetzt wissen, ob ein wenig Wahrheit in diesem Briefe ist, welchen Ihr an mich geschrieben.

Francoise senkte die Augen nieder und erröthete.

Dies überraschte den König und machte ihn glücklich. Es war so sehr lange her, daß er irgend eine Dame seines Hofs hatte erröthen sehen. — Dies war etwas, was die Schönheiten seines Hofs lange verlernt hatten!

Ihr seid wundervoll schön, flüsterte er, ich gebe Euch diesen Brief nicht zurück, wollte Gott, daß Ihr dereinst ihn anerkennt, und ihn unterschreibt, indem Ihr ihn mit freiem Willen an mich adressirt!

So sprechend, verließ Ludwig die neue Marquise und eilte zur Marquise Montespan. Er hatte gesehen, daß sie mit gerunzelter Stirne und zornigen Blicken seine Unterredung mit Francoise beobachtet hatte, und der König von Frankreich fürchtete nichts mehr als das Stirnrunzeln und die zornigen Blicke seiner Geliebten!

Athenais, sagte er zu ihr tretend, ich hoffe, Ihr seid mit mir zufrieden! Wir können die Gouvernante unserer Kinder nicht genugsam ehren!

Und er nahm die Hand der Marquise Montespan und führte seine schweigende und still erboste Athenais in das Boudoir zurück.

Die Hofleute aber umgaben auf's Neue mit Schmeichelworten die neu creirte Marquise von Maintenon!

Ende des zweiten Bandes.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Gedruckt bei den Gebr. Unger in Berlin.

Kno

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mühlbach, Luise,

Hofgeschichten historischer Roman

Bd.: 2

Berlin (1847)

P.o.germ. 958 gc-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10115047-2